This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Dionysius Longinus.

Oder:

Ueber den ästhetischen Schwulst

in der

neuern deutschen Literatur.

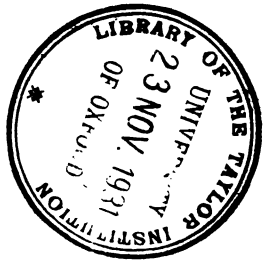
Von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Emil Gutzkow.
1878.

48. a 15.



K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (C. Grüninger) in Stuttgart.

Vor Kurzem hatte ich mir ein neuerschienenes Buch gekauft. Mit Beflissenheit war es angezeigt worden. Es war „Homo sum von Georg Ebers".

Etwa bei Seite 80 legte ich das Buch aus der Hand. Es drohte mir den Athem zu ersticken. So quälend, so brustbeengend, so von pietistischem Hauch durchweht war die sonst gleichmäßig dahinfließende, halb und halb gelehrte Arbeit. Ich traute zugleich meinen Augen nicht. Dieser gewiß mit Recht gefeierte, gewiß verdiente Professor der Pyramiden- und Papyruskunde in Leipzig war öfters in Dresden an meiner Seite als hoffnungsvoller berliner Gymnasiast an den Ufern der Elbe gewandert, hatte bei seinem Pfingstausflug nach Blasewitz oder Loschwitz zu einer höchst liebenswürdigen Mutter, die dort sommerwohnte, harmlos über berliner Gymnasien, die er besuchte, mit mir geplaudert; nie hätte ich ahnen können, daß sich aus ihm ein so berühmter Name entwickeln würde, wie er diesen jetzt vorstellt, am wenigsten, daß in ihm ein Dichter stäke, noch weniger aber auch, daß er früher oder später Christ geworden (er gehörte einer

israelitischen Familie an), ein stockpetrinischer Christ, ein „Christ der Beschneidung“ werden könnte und den Geist des Paulus, Hegel, Schleiermacher dem Liebesrückblick auf die Gesetzestafeln der alten Synagoge opfern würde!

Wohl weiß ich, es vollzieht sich gegenwärtig innerhalb des Judenthums eine merkwürdige Erscheinung. Väter, die von je die entschiedensten Voltairianer gewesen sind, unterwerfen plötzlich ihre Kinder auf's Strengste dem alten Ceremonialgesetz, dem Buchstabenglauben, dem Rabbinismus. Nicht weil die Großmama es so will oder die Erbtante. Nein, die Furcht vor den Folgen der jenaer „Irrreligion hat die Väter so in Angst gebracht über die künftige Moralität ihrer Kinder. Das Rabbinerthum steht in voller Blüthe. Man betet, befiehlt Fasten und Kasteiungen, läßt Samstags einen Vorbeter an den Mittagstisch kommen und in Krakau und Galizien verflucht man sogar gelegentlich wie im Mittelalter. Zu Christen gewordene Juden übertragen die Anschauungen der Synagoge in ein Gebiet, das von den Neander, Stahl, Paulus Cassel, Lasson u. A. gekennzeichnet ist. Ja sogar unser parlamentarischer Achilles, Eduard Lasker, die Zierde unseres parlamentarischen Lebens, hat er nicht gegen die Maigesetze gestimmt? Und das nur aus „Abneigung gegen Polizeigesetze“? Ich halte auch ihn für einen „Nazarener“, wie den jungen,

geistvollen Verfasser von Homo sum, dem es, wie er sagt, ein „Herzensbedürfniß“ gewesen, die trübste Periode der Geschichte der Menschheit, den Uebergang eines lebendigen Christenthums in die Ascese, in die ersten Anfänge einer wahren Schmach der Jahrhunderte, in die Zeit des nur betrachtenden Mönchsthums, der Säulenheiligen, in grassester Form zu verherrlichen! Man muß geradezu erstaunen. Wie kommt dergleichen von Leipzig! Gefallen soll man finden, ästhetisches Wohlbehagen an der Schilderung dieser weiland achtbar griechisch gebildet gewesenen Menschen, die hier in dem Roman jetzt in Höhlen des Sinai auf Stroh gelagert wohnen, zu Jesu Christo sich bekehrt haben, von Brot, ab und zu erbeutetem Steinbockfleisch und Wasser, das noch dazu vom Verstenkönnen ihrer Krüge abhängt, sich ernähren, mit einem Schaaffell bekleidet gehen und den lieben langen Tag von Morgens bis Abends nichts thun als beten und beten und Gott den Herrn zum Gericht erwarten! An jener Stelle S. 80 ist ein solcher Anachoret eben zum Presbyter einer isolirten Christengemeinde ernannt worden. Der Küster des Gemeindekirchleins will eben nach abgehaltenem Gottesdienst die Thür des kleinen Gotteshauses schließen. Noch hört er Geräusch. Siehe da, der neue Presbyter liegt auf den Knieen. „Gebt mir den Schlüssel!“ — „Ich darf nicht!“ — „Ich bringe ihn Euch sicher.“ — „Ja, was wollt Ihr damit? Und

was wollt Ihr noch hier allein?" — „Ich habe noch nicht genug gebetet!" Das Alles feierlich vorgetragen! Wie wenn Schiller oder Goethe redeten! Ich legte das Buch bei Seite und las nicht weiter.

Es ist nun eigen. Diese Geschmacksverwirrung kommt nicht offen und ehrlich geradezu aus der Kirche des Pastors Ahlefeldt oder Langbein. Daß sich das alles so pathetisch, so pretiös, so poesiehaschend, so in der Manier von Gustav Freytags „Ahnen" giebt, kommt aus andern Gegenden her, die kein Kritiker klar aufhellt und bis auf den ersten Ursprung verfolgt. Das syrische Barfüßle, das im Anfange des Buches rast und tobt, die Ziegenhirtin, eine Modernität, wie nur eine Robe von Gerson, ist geradezu unerträglich. Pietistisch, sagte ich vorhin? Aesthetisch sind diese Verirrungen! Jene ebengenannte syrische Grille gehört einer Richtung an, die Georg Sands Genialität erfunden hat, Auerbach und die Birchpfeiffer fortgesetzt haben und es nun möglich machen, daß auch dies Ziegen hütende Wesen dermaßen bissig sein darf, daß sie Grille, Fadette, Barfüßle an „Urwüchsigkeit" übertrifft. Man erstaunt, wie ein so frommer Dichter so oft, wie ich gehört habe, auf dies Wesen zurückkommen kann. Das Häßliche in der Kunst soll doch nur episodisch wirken. Auch ein Anachoret in Schaaffellen, ein Anfänger jener trübsten Verirrung des Menschengeistes (den Klöstern verdanken wir ja keineswegs die Er-

haltung der Blüthen des Alterthums, sondern nur deren Untergang, da Tausende von hervorragenden Werken absichtlich von den christlichen Omars unabgeschrieben geblieben sind oder zu profanen Zwecken, zu Einbanddeckeln verbraucht wurden), auch eine solche Gestalt, sage ich, kann als Episode wirken. In dem herrlichen Roman von Ph. J. Rehfues „Scipio Cicala" tritt so ein Waldenser und in meinem „Zauberer von Rom" in dieser Weise Frà Federigo als Episode auf. Aber ganze Gruppen, die Buße thun, ein Mann nach dem andern, der seine frühere schöne Bildung bereut und diese jetzt für Satanslockung hält und um Jesu willen lieber hungern und dermaßen dürsten will, daß dem Leser selbst dabei ach und weh zu Muthe wird, das ist denn doch eine Zumuthung an unsern Geschmack so seltsamer Art, daß wir versucht sein konnten, der wahren Quelle dieser neuern ästhetischen Verirrungen nachzuspüren.

Und da ich grade gezwungen bin, diese Blätter zu schreiben (weiter unten die Erklärung) so will ich wenigstens das rein Persönliche, das ich berühren muß, an Prinzipielles knüpfen. Da stelle ich jenen Anachoreten, nicht den vernünftigen Arzt Celsus, der gegen die Christen schrieb, nicht den genialen Julianus Apostata, der nur den Aether als Gottheit gelten ließ, also das räthselhafte, unerforschbare Nichts, sondern auch einen Professor an einer blühenden Universität, der zu Athen, wo

sogar Julian als Prinz des Constantin'schen Hauses studirte, lehrte. Julianus Apostata war ein großer Charakter und keineswegs der Narr, den ein wunderlicher Einfall, den unser Friedrich David Strauß vor Jahren in einer Brochüre, aufrichtig, ohne Witz und viel Behagen über ihn breitschlug*), aus ihm machen wollte. Ich erinnere an Dionysios Longinos, eine edle Gestalt, die ebenso gut wie die Märtyrer des Professors Ebers ihr Haupt auf den Henkersblock hat legen müssen, ebenso enthauptet wurde, ein Mann, der dichterischen Behandlung würdiger, als die christlichen Cretins im Homo sum. Die Schriften des Longinos, seine Vorträge über Philosophie und Rhetorik hatten den Mann so berühmt gemacht, daß ihn Zenobia, die stolze Königin von Palmyra, die den Orient bis Egypten den Römern zu entreißen suchte, als Erzieher ihrer Söhne berief, ja bei näherer Bekanntschaft den geistvollen Mann zu ihrem Freunde und Rathgeber machte, wie nur Eure Scheffel'sche Hadwig von Hohentwiel gethan hat mit ihrem St. Galler Ekkehard. Dadurch reifte freilich Longin's Verderben. Der römische Kaiser Aurelian, ein Halbbarbar, rückte mit Heeresmacht heran, schlug die Königin in zwei großen blutigen

*) „Die Romantik auf dem Throne der Cäsaren" (Mannheim, Bassermann). Von mir schon bestritten in „Die schönern Stunden" (Stuttgart, Hallberger), S. 62.

Schlachten und ließ ihren ersten Minister, Dionysios Longinos, enthaupten, gleichgültig für seinen Ruhm, für seine zahlreichen Schriften und seine verzweifelnden Schüler. Man warf dem trefflichen Mann die Abfassung eines Manifestes vor. Die Königin führte Aurelian im Triumph durch die Straßen Rom's. Die verzweifelnde Frau bekam dazu goldne Ketten und hinreichend viel Schminke für ihre Wangen. Doch war die Gebrochene an sich schön! Sie lebte noch viele Jahre und bis an ihren Tod unangefochten auf dem Gebirg um Rom. „Zenobia in Tibur", ihr Poeten, dem alten Sitz des Horaz und Cicero, das scheint mir ein viel interessanterer Stoff, als der, welcher jenem pietistischen Homo sum zum Grunde liegt.

Longinos führe uns auf das ästhetische Gebiet! Alle seine Schriften haben die geliebten Helden des Leipziger Neu-Christen, die Höhlenbeter und Mönche, untergehen lassen, bis auf Eine, die „Ueber die Erhabenheit", περι ὕψους. Das Buch ist mit Geist, mit klarer Anordnung, mit dankenswerthen Citaten geschrieben. Die Citate erstrecken sich sogar auf die Bibel! Der gewissenhafte Mann, der um 250 nach Christi Tod die halbe Welt wie durch den „gekreuzigten Gottessohn" irrgeworden und dem bald kommenden jüngsten Gericht nachrasen sah, die Tempel leer stehen, die Menschen aus Gier, bald in den Himmel zu kommen, die unmenschlich auferlegten Schrecken, von

wilden Thieren zerrissen zu werden, unmenschlich ruhig erdulden, praktische Sozialdemokratie treiben, indem Niemand Vermögen haben durfte, alle Bummler in der Welt zu essen bekamen, unterrichtete sich gewissenhaft über den Ursprung dieser neuen, heute geduldeten, morgen verfolgten Manie. Longinos spricht von den verschiedenen Formen der Erhabenheit, z. B. von der Kürze, und sagt: „Moses, der Gesetzgeber der Juden, läßt die Schöpfungsgeschichte mit einer schönen Figur der Erhabenheit beginnen: „Der Herr sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht!“ Er nannte diese Einfachheit majestätisch. Von einem heidnischen Professor in Athen gewiß ein überraschendes Zugeständniß!

Longinos verfolgte als Schwulst die Bilderüberladung. Er würde — ja erschreckt nur getrost! — die ganze Lyrik eures Anastasius Grün, selbst theilweise die von Nicolaus Lenau verworfen haben! Das Bild soll nach ihm (und sogar noch nach Albrecht von Haller) nur zuweilen kommen. Es soll nicht der constante Ausdruck der Rede sein. Wenn unsere Lyriker, z. B. diejenigen aus Redwitzens Schule, die süßlichen, frömmelnden, mittelalterlichen (den ewigen Durst, den Weinzusatz hat Scheffel zu diesem Genre in seinem „Trompeter von Säckingen“ geliefert) statt: „Wenn nun die holde Maid“ singen: „Wenn nun die holde Blume —“ so würde sein ganzes Auditorium in Athen gelacht haben. Und der Mann hatte Recht.

Denn Longinos bewies, daß er Geschmack hatte. Das wunderliebliche Lied der Sappho, ein wahres Juwel der Lyrik, φαινεται μοι κεινος ισος θεοισιν, ein Lied voll Empfindung und von besonnenem Aufbau, analysirt er in allen seinen Theilen und Reizen. Dagegen wirft er selbst dem Aeschylos (und mit Recht) weithergesuchte, langsamverständliche Bilder, Anschauungen von zu großer Seltsamkeit vor, die der Chor in allzubehaglicher Breite ausspinnen und erklären muß. Das Bild muß schnell vor uns stehen, sagt Longinos, man muß es sogleich fassen können! Worauf er dann Stellen der Dichter über die Furien, über Orest citirt. Der Leser wird dabei erschüttert an Goethes genialen Orest in der Iphigenie denken. Da hat Goethe alles getroffen, was Longin verlangt. Bedeutend ist auch die durchgängige Vergleichung der Dichtkunst mit der Rhetorik. Longin hält beide keineswegs so streng auseinander, wie unsere Vischer, Carriere und deren Nachbeter thun. Er läßt zwar jeder ihre ausschließliche Wirkung. „Jene, die Dichtkunst, braucht das Bild", sagt er, „um ihren Effect zu erhöhen, die Rhetorik, um die Wahrheit zu größerer Evidenz zu bringen." Aber Plato rechnet er zuweilen zu den „Dichtern", Sophokles zu den Philosophen. Wie anders gegen jetzt! Jetzt wird von Leuten, die ich charakterisiren werde, bewiesen, daß nicht einmal Schiller ein rechter „Dichter" gewesen wäre!

In dem Kapitel über die Hyperbel unterscheidet Longinos die erlaubte und nicht erlaubte Hyperbel. Er gestattet dem Herodot zu sagen: „Die Gräber der dreihundert bei Thermopylä Gefallenen werden noch einst der Nachwelt sprechen!“ Aber die Hyperbelsucht der jungen wiener Feuilletonistik, die sich des „Sensationellen“ befleißigt, würde er vollständig verwerfen. „Xerxes, jener persische Jupiter, der mit seinem Donnerkeil — u. s. w.“ Das ist für Wien herrlich! In österreichischen Feuilletons unerläßlich, wenn man nicht veraltet erscheinen will! Je aufgedonnerter, desto bedeutender, titanischer! Longinos findet alles das höchst lächerlich. Und sogar vom „Träumen der Pflanzen“ zu reden, kam ihm schon süßlich vor. Man denke sich! Jetzt, wo in hundert zierlichen, goldgepreßten Bändchen alle Blumen träumen, die Lilien, die Rosen! Was würde Longinos sagen, wenn er wüßte, daß es sich heute sogar darum handelt, die Frage zu beantworten: „Was thun die Pflanzen?“*) Sogar die Steine sind schon dem Professor Haeckel in Jena lebendige Wesen geworden! Glücklicherweise nur innerhalb der Prosa und in Scheffels gelehrten Trinkliedern.

Der Schwulst, um unserm Thema näher zu rücken, war dem Longinos nach damaligem Literaturmaterial einfach die Geschmacklosigkeit an sich, die Unkenntniß des

*) „Deutsche Revüe.“ Januarheft 1878.

mittlern Maaßes, von welchem das Metrum seinen Namen und Ursprung hat. Moderne Geziertheit ahnte er bereits. Er giebt Beispiele des Pretiosen. Daß es dann freilich eine Literatur wie die unsrige gegenwärtig bis zum absolut Pretiösen, Gezierten, Manierirten hat bringen können, hätte er wol nicht geglaubt. Seine Zeitgenossen, jene frömmelnden, hungernden, dürstenden Höhlenbewohner, die stündlich Christi „Wiederkunft" erwarteten, sind von Ebers in diesem pathetischen, das Nichtigste bedeutungsvoll hervorhebenden Style gefeiert worden, der sich ja auch bei Namen, die ich des lieben Friedens wegen nicht nennen will, schon bis zur Lächerlichkeit gesteigert hat.

Die persönlichen Angriffe, die mir neuerdings von einigen Adepten grundfalscher Bestimmungen über Dichterthum und Dichtkunst zu Theil geworden, sind der Anlaß, daß ich dem Gegenstande, den ich hier berührte, näher getreten bin; näher, als ich unsern Zeitungen, die von ihren Mitarbeiterschaften leben müssen, gewagt haben würde, mir zu erörtern zu gestatten. Ich will keinen der Trefflichen über diese oder jene Unsterblichkeit in Verlegenheit setzen und wählte daher lieber die Form einer besonderen Brochüre und ließ diese da meine Ehre in Frage steht, sogar bei meinem eigenen Sohne erscheinen.

Das Persönliche anlangend, so sehe ich wol an sich Ungebühr, Anmaßung, Kameraderie, Haß, Ueber-

muth auf dem literarischen Gebiet überall. Aber ich hätte Anstand genommen, darüber zu sprechen, wenn mich nicht ein besonderer Anlaß dazu triebe.

Vielleicht wäre allerdings eher ein neuer Molière oder ein Lucian von Samosata geeignet gewesen, dem die nachfolgenden Blätter vorzugsweise gewidmet hätten sein können und die ihre Veranlassung darstellen und würdigen konnten.

Der Hochmuth der Sorbonne, der Professoren, die Oberflächlichkeit bei den Doctorpromotionen, alles das, was Molière so unübertrefflich wiedergegeben hat, ist nichts gegen den Blödsinn wie Emil Kuh, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Moritz Heydrich, Adolf Stern u. A., neuerdings auch ein ganzer Schwarm von Kathedermännern, die poetische Kritik bei uns ausüben! Lässige, gedankenträge, große Zeitungen geben sich dazu her, den von eiteln Autoren über sich selbst geschaffenen Reclamenjargon in einen quasi-kritischen zu verwandeln! Leider fehlt unserer Nation jener schlagende Witz, der aus der tiefsten Entrüstung kommt. Quaerenda pecunia primum est, heißt es leider überall. Man schweigt, wenn man auch das „Faule" und sogar „Oberfaule" einsieht und läßt alles gehen, wie es geht. Kritik giebt es nur noch für gewisse Proscribirte, zu denen ich gehöre. Ueber Personen wie die meinige wird z. B. jener „berghohe Irrthum" auf-

gehäuft, unter dessen Druck schon bei Shakespeare Coriolan in seiner Hamletstimmung seufzt.

Es wird keinem rechtschaffenen Deutschen einfallen, gering zu denken von Homer, Sophokles, Shakespeare, Schiller oder Goethe. Jeder, der diesen Unsterblichen im Jenseits begegnet oder sich schon hienieden seiner Selbstbildung wegen Sonntags Vor- oder Nachmittags einige Stunden lang mit ihnen zu beschäftigen Muße hat, wird seinen mehr oder minder beflügelten Hut vor diesen Namen ersten Ranges zur Erde ziehen.

Es ist aber zuvörderst eine Ueberschwänglichkeit in der Anerkennung dieser Namen zu rügen, wenigstens in der Rückstrahlung des Schaffens, wie dasselbe diese großen Geister getrieben haben sollen, auf die Prinzipien, nach welchen auch jetzt noch geschaffen werden soll. Unser Zeitgeist kann und will diese Muster nicht mehr nachahmen. Zunächst die Tragödie! Unser Zeitgeist geht nicht auf Stelzen. Unsere Sprechweise ist einfach und natürlich, wie unser Denken spekulativ, verständig, nüchtern. Es giebt Stufenfolgen in der Entwicklung der Völker und namentlich innerhalb der Literatur und des vollen, klaren, gerechten Verständnisses derselben. Die Deutschen z. B. sollten doch wahrlich sich endlich mit dem begnügen, was mit Schiller und Goethe bisher geschehen ist! Entwerthungen durch den veränderten Zeitgeschmack werden bei ihnen wahrlich nicht eintreten, wie beim Nibelungenliede, das

in der Fassung, die wir davon besitzen, in der That einst in einer gewissen Zeit ein allgemeineres Interesse erregt zu haben scheint; wenigstens beweisen das die mehreren Handschriften, die wir davon besitzen. Und dennoch nirgends zeigt sich die Spur, daß dies Lied irgendwie eingedrungen war in die Bildung, in die Geschichte späterer Zeiten! Es wäre eine akademische Preisaufgabe: „Nachweis von Spuren der alten von unseren mittelalterlichen Epikern behandelten Sagen in der Cultur, Literatur, Biographie, Geschichte vom dreizehnten bis zum Ausgange des sechszehnten Jahrhunderts." Nun, das Rauschen eines gleichsam unterirdischen Stromes, vom Wartburgfeste bei den thüringischen Fürsten an bis zu dem Tage, wo Friedrich II. von Preußen dem Rector des Joachimthalschen Gymnasiums, Meierotto, die großen Quartbände der Professor Müller'schen Ausgabe des Nibelungenliedes als alte für den Käsekeller passende Scharteken beinahe an den Kopf warf, war sehr schwach und es kann ein Uebriges für die Erhaltung des Gedächtnisses in der Literatur geschehen. Aber man kann auch darin zu weit gehen.

Bei unseren Dioskuren Goethe und Schiller und mit ihnen als Vorläufer Shakespeare leistet die Phrase (Longinus würde staunen) wahrhaft Unglaubliches. Alle drei sind die Leitfäden für die Behandlungsweise der praktischen Aesthetik geworden. Die Katheder-welt ist von dem Pathos dieser Namen wie fascinirt. Der gesunde

Menschenverstand, der doch über andere Erscheinungen in der Literatur grobkörnig genug zum Durchbruch gekommen sein will, hat über Goethe keinen Ausweg mehr. Goethe's „siebente Liebe", die Liebe zu jener offenbacher Gauklerin, die sich durch einen alten schwachsinnigen Mann „Frau von Willemer" nennen durfte, wird überall mit Pathos behandelt. In Heidelberg errichtet man eine Tafel auf dem Schlosse: „Hier ruhte Goethe am liebsten aus bei seinen Spaziergängen von 1815!" 1815! Wär's noch der junge poetische Goethe von 1777! Nein, die Excellenz, der alte, fast Siebzigjährige! Freilich hatte er noch unter den Nachtigallengebüschen komische Stelldicheins. Kein Wunder, daß fremde Nationen uns Deutsche für Narren halten, die wir über dergleichen, wie auch über die „Herzlieb" in Jena mit Emphase sprechen können. Nach dieser Richtung hin scheint uns selbst das sittliche Urtheil abhanden gekommen.

Besprecht Aufwallungen im Leben Eurer Heiligen, im Leben des damals fast schon Siebzigjährigen mit Humor und verlegt seine Verliebtheiten in die Psychologie. Aber statt dessen spricht man mit Andacht davon, orakelhaft, pathetisch, offenbarungsgläubig, im Styl jenes ästhetischen Schwulstes, der uns überlastet, der jede natürliche, freie Production hemmt, bornirte Köpfe zu Absprechern und Abschreckern vom Wagniß der Weiterführung des Literaturfadens macht. Bei welcher Nation kommt dergleichen vor?

Das Traurige ist bei uns, daß sich die Industrie an diesem Ton betheiligen konnte, meinetwegen die Kunst. Was die Industrie anlangt, so ist vorzugsweise feierlicher Einspruch zu erheben gegen die Art, wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und die von ihr verlegte Augsburger Allgemeine Zeitung Schiller und Goethe nun schon fast ein Jahrhundert lang ausnutzten in unglaublicher Weise. Als noch das Privilegium auf den Druck Schillers und Goethes ein Existenzfundament für drei große stuttgarter Familien war, die sich hatten in den Adelsstand erheben lassen und demgemäß auf großem Fuße leben zu müssen glaubten, da ist das deutsche Volk durch die dann noch hinzutretenden Erben der berühmten Namen in einer Weise zur Contribution gezwungen worden, die in der That einen Geschichtsschreiber herausfordert! Schauerliche Vorgänge im innern Leben jener Buchhandlungsfamilien waren die Folge, Akte der Nemesis. Die in den Vordergrund gedrängten „Classiker" (ein Pyrker sogar wurde zum „Classiker" gestempelt!), die Lyrik Uhlands, der Schwaben überhaupt, alles das suchte die Allgemeine Zeitung immer und immer emporzuhalten. Eine förmliche Schiller-Goethe-Philologie wurde angelegt. Düntzer, Gödeke, Vollmer, Bernays hörten und hören nicht auf, für Kleinigkeiten, Druckfehler, Ausgabenverschiedenheiten, Jahreszahlen die berühmteste Zeitung

in Anspruch zu nehmen, ja die von ihr angepriesenen Bücher darüber zu schreiben. Es ist gradezu ein Mirakel, wie eine einzige Buchhandlung und eine Zeitung aus merkantilen Gründen unsere Nation ein Jahrhundert lang so hat scheinbar-ästhetisch wie im Cirkel herumführen können. Ewig Schiller und Goethe, Goethe und Schiller! Bald gab es Ausgaben in Octav, bald in Duodez, bald in Einem Bande. Selbst nach der Freigebung der Eigenthumsrechte blieb die alte Straße staubaufwirbelnd befahren. Anfangs verschenkte man den Schiller, um die Concurrenten zu überholen. Dann arbeitete das Schiller-Goethe-Philologen-Concert der Allgemeinen Zeitung fort und fort und ließ die Nation nicht frei, mit einem Monatsnamen, mit einem Kolon, eine Nation, die schon bei der kalten Aufnahme des zwischen Goethe und Karl August geführten Briefwechsels ihre gänzliche Erschöpfung von dieser Wiederkäuerei abgethaner und auf kleine Fachblätter und stoffarme reisende Vorlesungshalter zu verweisender Dinge ausgesprochen hatte.

Das deutsche Volk, die Schule, der Universitätskatheder sieht diesem Haften am Selbstverständlichen, ja Längstabgenutzten, Längsterschöpften zu wie rebus quasi bene gestis. Niemand sagt, daß wir in Folge dieser auf Buchhändlerspeculation zurückzuführenden Erscheinung mit den Annexen von Stahlstichen, Photographieen, Commentarien eine Retardation in der Fort-

entwickelung des Literaturlebens zu Stande gebracht haben, die bei jedem Blick in ein literarhiſtoriſches Compendium erſichtlich iſt. Man erlog ein Zeitalter der Claſſiker und eines der Epigonen! Während man ſich doch zu ſagen hatte, daß z. B. Schillers „Geiſterſeher", theilweiſe ſogar ſeine „Gedichte" und Goethes „Wahlverwandtſchaften" und vollends ſeine „Luſtſpiele" und ſo vieles Andre auf einer Stufe der Talentbegabung ſtehen, die von den Spätern bei Weitem übertroffen worden iſt. Hier iſt kaum eine freie, nicht ſchwülſtige, nicht im Dienſt der Phraſe ſtehende Literaturauffaſſung hörbar geworden. Die Allgemeine Zeitung lenkt ſogleich alles wieder, man verfolge nur die Quartale, auf abſolute Vollendung zurück. Die verſchiedenen Strömungen des Zeitgeiſtes erkennt jede Nation an, nur die deutſche nicht. Dieſe behält eine Aeſthetik z. B. für das Drama, die ihre Lehren von einem Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts hernimmt! Ja den allgemeinen Begriff des Dichters hat man in unglaublicher Weiſe verwirrt und dermaßen überſchraubt, daß der, der nicht etwa ein Mitarbeiter der „Deutſchen Dichterhalle" in Leipzig zu ſein und demonſtrativ Sonntags Vormittags ſeine Anzahl Verſe als Lyriker zu reimen pflegt, geradezu erſt durch ein Nadelöhr getrieben werden muß, bis er mit jenem geweihten Chor der „Gottbegnadeten" gleichen Schritt zu halten vermag.

Nur durch das viele Anpreiſen der Größe Shake-

speares ist unser Theater so tief gesunken. Denn was war die natürliche Folge? Der bühnenkundige talentvolle Autor sah dem großen Britten die größten Ehren erwiesen trotz seiner Incorrektheiten in der Durchführung seiner Fabeln, trotz seiner Sprünge von Einem zum Andern, trotz seiner mangelnden Motivirungen, seines durchweg archaistischen Gepräges. Alles das wurde dem Neuling von Besserwissern, von Feuilletonisten, Literarhistorikern, Regisseuren, die sich als „Bearbeiter" einen Namen machen wollten, Intendanten, die ihrem Souverän Sand in die Augen streuten, zur Beschämung entgegengehalten. Du machst in „Tendenz", du dienst dem bloßen Theaterbedürfniß! Wer zöge sich da nicht zurück und überließe einer so durchschulmeisterten und sich leiten und täuschen lassenden Nation die Bühne in der ganzen beschämenden Versunkenheit, wie diese gegenwärtig von allen beklagt dasteht!

Es ist nicht absichtlich, sondern bedeutungsvoll zufällig, daß ich zu Beispielen für den ästhetischen Schwulst Namen nennen muß, die sämmtlich ehemaligen Kaufmannsdienern angehören. Alle Achtung den Söhnen Merkurs! Alle Ehre den scharfsinnigen Geistern, die oft hinter den Comtoirtischen sitzen! Lassalle, Marx und ihre Schule versündigten sich am Kaufmannsstande, den sie in die Sphäre des subtilen Raubes drücken wollten; diese Anschuldigung der Sozialdemokratie gegen den Handel ist falsch. Es ist nicht

möglich, daß man auf jedes Bedürfniß selbst gerüstet ist; es muß Zwischenhändler geben, wenn es auch wahr ist, daß es leider deren zu viel giebt und daher die Klage kommt über „die schlechten Zeiten". Doch das beiseit. Herrlich, wenn ein gebildeter Kaufmann in seiner Sphäre bleibt. Liest er Zeitungen und neue Bücher — ich ziehe den Hut vor ihm ab und nenne ihn eine Zierde der Gesellschaft. Fängt er aber an, ob nun zu schopenhauerisiren oder zu haeckelisiren oder wie jetzt Mode ist zu Richard Wagnerisiren oder in einem reproduktiven Lirum Larum von Versen zu heinisiren oder im Urtheil über Literatur sogar kritisch zu hebbelisiren, so möchte man rufen: Schuster bleib bei deinem Leisten! Nimm die Elle in die Hand! Ihr verwirrt nur die öffentliche Meinung! Euch fehlen zur Theilnahme am Literaturleben alle ersten Prinzipien!

Ein glänzendes Beispiel, wie ein Handlungsdiener sich später ausbilden, etwas Tüchtiges lernen und sogar Andere lehren konnte, stellt G. G. Gervinus vor. Aber sein Lebtag hat man dem Mann die erste unlateinische Bildung angesehen. Er war ohne Humor, den nur die Schule giebt, trocken, ohne Witz, ohne künstlerische Beherrschung seines Stoffes, immer aschgrau, immer im Schweiß, ganz hinuntergezogen in seine verdrießlichen Wenn's und Aber's, ein Pedant, ein Opfer ewig nergelnder Rechthaberei. Nachdem dieser Autodidakt an der deutschen Literaturgeschichte

5 Bände lang gemäkelt, hob er Shakespeare und — den Componisten Händel in alle Himmel! Man kann die Verwirrungen des Verstandes, der Lectüre, der Eitelkeit nicht weiter treiben. Der Dilettant ist in Gervinus vollständig wiedergegeben. Er zeigt sich auch in seiner unvollendeten Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wo derselbe in seinen Studien, seinen Büchern und Excerpten, die rings um ihn her aufgeschlagen lagen, sozusagen stecken blieb. Einen „Schüler Schlossers" nannte er sich! Ja, wie rumorte der Alte so unerschrocken in seinem großen Wissenswust! Wie war das alles bei Dem so ursprünglich und frisch! So anregend geistreich! Aber Gervinus? Die Quellen aller Bibliotheken der Welt lagen sozusagen um seine Manuscripte her und strömten ihm ihre Thatsachen aus — da ist kein Unterschied, ob Kaufmannsgehülfe in Darmstadt oder Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder; aber wie der Adler nur aus der Höhe die Fangkraft und Perspective des Vogels gewinnt, den er aufgreifen will, so muß auch ein Historiker früh schon gelernt haben, hoch über seinem Stoffe zu stehen.

Ein zwar minder glänzendes, aber nach einer gewissen Richtung ausgiebiger eingreifendes Beispiel, was aus einem Kaufmannsdiener von Strebsinn und einigen Vorkenntnissen in Deutschland werden kann, bietet der kürzlich verstorbene wiener Israelit Emil Kuh. Dieser hatte sich den Hebbelcultus in

einer Weise in Entreprise genommen, wie jetzt Wagner von Musikern und Musikfreunden mit glänzenderem Erfolge emporgetragen wird. Gott ist Gott und Hebbel sein Profet! Diese Devise eignete sich, ich weiß nicht, bei welcher Tisch- oder Kaffeehausbegegnung, Emil Kuh an, zog den Comtorrock aus und trat in die Commisgemeinde, die Friedrich Hebbel schon seit 1835 um sich gebildet hatte, schon in Hamburg, wo ich seit 1837 mit ihm und mit seinem Talente, das ich nie geleugnet habe, in Berührung kam. Hebbel ist todt. Emil Kuh soll es ebenfalls sein und die zwei colossalen Bände voll Weihrauch, die Kuh über Hebbels Leben (Wien, bei Braumüller) hinterlassen hat, würde ich ruhig denen preisgeben, die daran Gefallen finden, wenn ich nicht, nach dem Register zu zählen, 71 mal in diesem Buche erwähnt worden wäre, immer mit einem hämischen Wort, immer mit einer boshaften Schiefheit, immer mit einer faktischen Unwahrheit. Soll ich da nun ruhig die Hände in den Schooß legen und sagen: Habeat sibi? Legt's zum Uebrigen?! Ich würde es vielleicht können. Die Welt ist für ernstere Dinge interessirt. Aber da kommt dann ein dritter ehemaliger Handlungsdiener, heißt Adolf Stern, und kramt in — der Allgemeinen Zeitung, an einem maßgebenden, hervorragenden Orte, in fünf Artikeln (Nov., Dez. 1877), auf Grund dieser Biographie den ganzen „ästhetischen Schwulst" unserer neuern

Literatur aus, läßt Lüge und Bosheit unberichtigt, das ganze in vielfacher Hinsicht gradezu empörende Buch ohne jede sittliche Glosse! Natürlich habe ich mich da doch entschlossen, über Hebbels Berechtigung, mich gelegentlich einen „Schurken" zu nennen, über Kuh, über Adolf Stern und was dazu gehört, offen meine Meinung zu sagen.

Friedrich Hebbel, der das genannte Buch ohne Zweifel selbst angefangen hat und wol Memoiren daraus hat machen wollen, traf ich 1837 in Hamburg in einer Umgebung, die mit Ausnahme seines studirten Arztes nur aus Handlungsdienern bestand, die sich die Vergötterung eines jungen Mannes angelegen sein ließen, der zuversichtlich und ohne Weiters behauptete, er sei der neue Shakespeare. Leider hat er sein Lebtag sich und Andre gequält, diesen Satz zu beweisen. Jene Jünger des in Hamburg an vielen Stellen so geistvoll vertretenen Gottes Merkur glaubten Hebbels Versicherungen und trugen diese weiter. Der Sohn eines Händlers mit — ich weiß nicht mehr, ob mit Kleesaat oder Kaffee — Namens Jahnens (als „Dichter" legte er sich den Namen Janinski bei), führte in Hamburg den Reigen dieser Hebbel-Bacchanten an. Weder Janinski noch später Emil Kuh hatten Schulen durchgemacht! Was mit Hülfe einer eifrig betriebenen Lectüre aus der Leihbibliothek zu leisten möglich war, wurde in Scene gesetzt. Hebbels beständiges Wühlen in den Geheim-

nissen der dichterischen Composition regte besonders Kuh, den an sich scharfsinnigen Sohn Israels an, und, vorlaut, impertinent wie er war, erscholl auch bald sein Urtheil in den Journalen Wiens, das leider dem Prahlgeist, der Titanerei, der Holofernesgespreiztheit zugänglich ist. Im Hintergrunde stand, wie das die literarische Chronik älterer Zeit nur zu gut weiß, bei Kuhs boshafter Thätigkeit mit besonderer Anweisung der Instructor Hebbel und lehrte zu weiterer Verbreitung, was reine Poesie, unmittelbare Poesie, Poesie für alle Ewigkeit sei und wer diese nicht getroffen und was Einem fehle und was dem Andern und wer zu bemitleiden, wer blos zu toleriren, wer zu verachten sei u. s. w. Diesen ästhetischen Schwulst kennt vielleicht nur die engere Literaturgemeinde, vielleicht nur die Feuilletonistik der österreichischen Presse. Kurz vor seinem Tode drang Emil Kuh noch in die Allgemeine Zeitung! Er hatte einem demselben Schwulst des Dilettantismus angehörenden Frauenzimmer nachgeahmt und sich der Cotta'schen Buchhandlung durch Reclamen (denn Kritiken sind solche Aufsätze nicht) über die Grillparzersche Muse, die im Cotta'schen Verlage ihre Verwerthung findet, als nutzbar empfohlen. Jener weibliche Autor, der dem ästhetischen Schwulst in seinem Leben mehr als Ein Opfer hat bringen können und letzteres mehr aus der dramatischen und „lirischen" Gegend her, schrieb über den wunderlichen wiener Dichter, den man

in österreichischer Mundart lesen sollte, um ihn ganz zu würdigen mit all seinen Elisionen „könnt'" und „hätt'" und „möcht'" und Emil Kuh debütirte denn auch mit Grillparzer und nebenbei mit Schwabenschmeichelei. Er brachte eine Dichterdefinition auf, über die sich Goethe im Grabe umgewendet haben wird. Goethe sagt irgendwo einfach: „Dichter nenne ich Jeden, der lebenstreu erfaßte Eindrücke in angenehmer Verknüpfung wiederzugeben weiß." Emil Kuh sagt, wahrscheinlich in der Voraussetzung, der verstorbene Mörike gehöre dem Cotta'schen Verlage an, dieser sei „seit Goethe das einzige lyrische Genie, das den Deutschen erschienen wäre!" Man ist gradezu perplex über einen solchen Ausspruch an so hervorragender Stelle. Keine Note der Redaction ruft: Oho! Kein Wort sagt: Aber Bester, wo bleiben Uhland, Heine, Rückert, Platen, Lenau? Wo Wilhelm Müller und sogar jener Hebbel, den du so sehr verehrst, und vollends jener Hebel, der nur mit Einem B? Kolb, Orges, Altenhöfer hätten hier ein Fragezeichen gemacht. Mörike war ein lieber und achtbarer Kopf und ein Meister in der Kunst poetischer Sprachbehandlung. Aber sein erstes Werk „Maler Nolten" war in hohem Grade schwach und nur zur Hälfte genießbar. Und seine Lyrik, wenn man aufrichtig sein will (Goethe hat zwar gesagt, das wahre lyrische Gedicht sei immer ein Gelegenheitsgedicht), aber bei Mörike geht die Gelegenheit über

das erlaubte Maß hinaus. „Als mir eine Freundin ein Krystallfläschchen mit wohlriechendem Odeur schenkte“ oder ein Gedicht, wo sich ein Vogel aus seinem Bauer zufällig freimacht und sich dem vorübergehenden Dichter auf seine Achsel setzt — An „Wilhelm Hartlieb“, „An Clärchen“, die „Weingeister in Tübingen“, ja auf dergleichen Zufälligkeiten macht sich leicht ein Impromptu und nach zwanzig Jahren giebt die Sammlung solcher Einfälle einen Band. Ist Euch das ein „wahrer, ächter deutscher Dichter“? Diese Art dilettantischer, wenn auch begabter Dichtkunst nenne ich die reine Armuth. Morgen bin ich dann ebenfalls ein Lyriker; ich brauche nur die Verse zu sammeln, die ich seit fünfzig Jahren in Albums geschrieben habe. So ist nach seinem Tode neulich beinahe F. D. Strauß zum Dichter geworden! Aber da treibt nichts, da gährt nichts, da will sich nichts gestalten! Der ganze Mensch bleibt im Schlafrock und in Pantoffeln. Schläfrig wandelt ein Träumer mit seiner glücklichen Sprachfertigkeit, die Tausende haben, durchs Leben; nirgends findet ein Leser den schaffenden, den Stoff aus der Erde stampfenden, die Literatur als Culturmoment weiter führenden Dichter. Nehmt die Geschichte von jener blauen Grotte am Neckar, Mörike's „Hutzelmännlein“! Das Ding sagt gradezu garnichts. Nur durch Freundesmund konnte ein so vollständig verfehltes Werkchen gehoben werden. Der ästhetische Schwulst fand in einer

absoluten Velleität die schwersten Goldkörner. Und Kuh stellt neben seinem abgeschmackten Einfall denn auch gleich Lehrsätze exclusivster Art auf.

Adolf Stern setzt das Kuh'sche Geschäft, das Abwägen auf der Goldwage: Wer ist ein wahrer Dichter? in der Allgemeinen Zeitung fort. Stern hat selbst einige sehr langweilige epische Gedichte herausgegeben. Natürlich ist er in Folge dessen ein Dichter. Ein ganzer Troß, den er in eine Anthologie gebracht hat, geht Hand in Hand mit ihm zur Unsterblichkeit ein. Nur die „Jungdeutschen" — das ist die besondere Antipathie, wie Kuhs, so Hebbels, so Sterns. Diese sind nichts gegen seine alphabetisch geordneten Anthologie-Sänger. „Die Jungdeutschen!" Das ist der ewige Refrain der Abgeschmacktheit und der Denkfaulheit in Deutschland! Wer hat denn die „Jungdeutschen" aufgebracht? Der selige Bundestag. Schreibt der Bundestag Literaturgeschichte? Die Biographie von Kuh über Hebbel sagt demnach gewissermaßen zu meiner Person: Erhebe dich und zertritt, nichtachtend Leisetreterei, die in unserer Zeit über gewisse Fragen aller Orten Mode ist, in einer kleinen Schrift dies Gestrüpp von falscher Darstellung, des Rühmens der crassesten Unmännlichkeit einerseits und der Referate in dem Buche, die von Hebbel selbst gekommen zu sein scheinen und ihn selbst als ein Wunderwerk der Schöpfung darstellen, beurtheile Kuh und dessen Lobpreiser in der

Allgemeinen Zeitung und rectificire die Lügen, die dich selbst betreffen, so lange du noch lebst! Nach deinem Tode wird Niemand für Dinge eintreten, von denen man nicht weiß, wie sie gewesen sind.

Ich, den Hebbel in jenem Buche bald einen Schurken nennt, bald beschweifwedelt als seinen „verehrten Freund", war noch ein junger Autor, der mit seinem Stand in der Welt selbst zu ringen, ja sich schon eine Familie aufgebürdet hatte, als ich dem Natursohn Hebbel, einem Holstein'schen Gerichtsschreiber, der sich nothdürftig einige Schulkenntnisse und die Erlaubniß zum Besuch von Vorlesungen in Hamburg und später auf der Universität München (ohne vorhergegangene Examina) erworben hatte, freundlich entgegenkam, ihm in Hamburg in jeder Weise förderlich zu werden suchte, was ich allerdings nur als Herausgeber einer nach damaliger Sitte nur schwaches Honorar bietenden Zeitschrift thun konnte. Aber Hamburgs unternehmendster Buchhändler, Campe, hatte auf mein Zureden schon Gedichte von dem jungen Mann verlegt, was die Biographie nicht erwähnt. Ich war gegen einen mir an Jahren gleichen Mann gefällig, der an sich in der unangenehmsten Weise beim ersten Eindruck auf mich wirkte. Denn mit den Manieren eines Bettlers, eines Elias Krumm, mit der submissesten Unterwerfung, die ihm Freitische, Stipendien von reichen Kaufmannsdamen, die eine Schriftstellerin, Amalia Schoppe, für

ihn interessirt hatte, auferlegten, führte er sich auch bei mir ein, aber ich wußte doch schon, daß diese gradezu bis in's Unerträgliche für den also demüthig Begrüßten getriebene Form der Höflichkeit eine bloße Maske war, das schleichende Sich-Nähern der Schlange Eitelkeit. Ich wußte, daß dieser Mann, der sich mit breitem holstein'schen Dialekt so demüthig gebehrdete, einen seit einigen Jahren auf einen Amtsschreiberposten in einem kleinen Orte gebannten Titanen, einen Prometheus vorzustellen glaubte. Das hatte ihm jene Amalie Schoppe, der er einige Gedichte eingesandt hatte, eingeredet. Er hatte sein Tintenfaß, seinen Lederstuhl in der Gerichtsstube zu Wesselburen verlassen und war nach Hamburg gekommen. Ein Subscriptionsbogen sammelte bei Frauen und Männern. Er nahm auch noch Stunden. Er wollte studieren.

Bald hatte er sich unter Handlungsdienern eine Gemeinde gebildet. Die gutherzige Schoppe, die eine Unzahl von Kinderbüchern und Romanen geschrieben hat (während sie ihre eigenen Kinder hatte in's Zuchthaus abliefern müssen!), rannte für den jungen Mitarbeiter ihrer „Modezeitung" hin und her und bettelte bei allen Abonnentinnen ihres Blattes um Unterstützung für die fernere Ausbildung des großen Genies. So gewissermaßen aufgepäppelt von Frauenzimmern, ein neuer Achilles auf Skyros, wurde der Titane während seiner ganzen Hamburger Zeit. Da und dort

bekam er Freitische. Ueberall bückte er sich. Sollte man glauben (und das ist der Grund, warum ich mich rechtfertige vor dieser unwahren, nichtswürdigen Biographie, wo Hebbel z. B. in seinem Tagebuch schreibt: „Ich hasse Niemand mehr als Karl Gutzkow"), daß dieser Schleicher und Kriecher Tagebücher schrieb, wo er Menschen, die ihm Gutes erwiesen, hintennach Schurken nannte? Und Kuh druckt dergleichen! Und eine wiener Hofbuchhandlung giebt es heraus! Und die Allgemeine Zeitung verlangt von dem Fünf-Artikel-Schreiber, dem avancirten Handlungsdiener Stern, keinen Ausdruck der Entrüstung über die maßlosen Beweise von Undankbarkeit, hämischer Taktlosigkeit, Rohheit, die auch sonst in dem genannten Buche, das sie gar nicht zu kennen scheint, zu rügen war! Ein Stern, der sich in Jena bei Kuno Fischer und Schleicher etwas Bildung geholt hat, soll an so wichtiger Stelle die Garantie für die ästhetischen Fragen der Zeit, für deutsche Literaturgeschichte überhaupt geben können!

Warum war ich „wie Alle" ein „Schurke"? Der Bauer aus Holstein wollte von mir Opfergeruch, die Sprache Janinskis, zunächst für einige formlose Gedichte! „Judith" war erst im Entstehen begriffen! Wenn mich der Mann besuchte, stand ich mit der Feder in der Hand, bat ihn artig Platz zu nehmen und forderte ihn auf, mir zu erzählen, wie es ihm erginge. Meine eigene selbstständige Art drängte sich ihm in nichts

auf. Ich verlangte nichts von ihm. Ich sagte niemals: Haben Sie etwas von mir gelesen? Was also gab ihm den Treppenwitz seines Tagebuchs ein? Von seiner Judith, die er drucken ließ und sorgfältig vor mir verbarg, konnte ich nicht beginnen. Hingegeben und überberedsam, sogar wie spätere Erfahrung lehrte, schwatzhaft und sprechsüchtig bis zum Exceß, war er mir gegenüber stumm, mittheilsamer aber, wie ich allmälig hörte, vor den Handlungsdienern. Vor diesen tobte und wetterte er sich aus und brüstete sich, des Unendlichen voll. Alle schwiegen und staunten und schrieben in den kleinen Blättern Hamburgs Bewunderungsartikel. Das wuchs dann immer mehr an, bis Janinskis Vater eines Tages die Entdeckung machte, — hier erinnere ich an Molière oder Lucian — daß die Löwenzahnkrone einen Ersatz für die Baumwolle liefern könnte. Da sah der Sohn schon Schiffsladungen voll Löwenzahnblüthe die Elbe hinauf- und hinuntersegeln und sich selbst mit der Unterbringung seiner damit erworbenen Millionen beschäftigt. Hebbel trat über diesem Ersatz für Baumwolle in den Hintergrund, zog in eine abgelegene Gegend Hamburgs, wo diese (die Biographie wird hier in diesen Details gradezu fürchterlich) in Verhältnisse entschwand, die das wüsteste Lebensbild wohlgemuth und ganz frech aufrollen. Hebbel verschwindet bei jener Elise Lensing, die in Wahrheit eine mit einer Pension behaftete ehemalige Freundin eines

kopenhagener reichen Kaufmanns war, eine sogenannte „Abgesetzte". Mit dieser vegetirte Hebbel. Der Biograph erzählt mit unverfrorner Biederkeit, daß Hebbel mit diesem „Mädchen" in „wilder Ehe" gelebt und zwei Kinder in die Welt gesetzt habe. Die gutherzige Mutter ernährte dabei den Vater! Und währenddem schreibt Hebbel in sein Tagebuch, wie mit Hamlets- oder Lord-Byron-Berechtigung: „Alle sind sie Schurken! Auch Gutzkow!" Das heißt: Auch der, der mir Gutes erzeigt! Dergleichen Eruptionen des crassesten Größenwahns kommen in Deutschland ohne alle Controle heraus und kritische Berichterstatter rügen sie nicht, selbst nicht in der Allgemeinen Zeitung! Ich will warlich Hebbeln sein Talent lassen. Aber was soll die maßlose Uebertreibung seiner ganzen unter den Tisch gefallenen Bedeutung auf Kosten Andrer? Was sollen sich schlechte langweilige Epiker, Nachbeter eines stereotypen literarischen Schwulstes, erfrechen, das durch Kuhs scheußliche Indiscretionen gewonnene Resultat als ein großes „Unrecht der Nation", als eine Orgie des Uebermuths und der Intrigue der „Jungdeutschen" in der „Allgemeinen Zeitung" zu proclamiren!

Ich habe Hebbeln zu jeder Zeit freundlich behandelt, ihn geschätzt, seinen Werken Aufmerksamkeit und eingehende Prüfung zugewendet, Vieles auch nachdrücklich empfohlen. Nur bin ich ihm nie zu Füßen gefallen, habe ihm auch nicht zugemuthet, daß Er ein Gleiches

mir thäte. In seinem Tagebuch schreibt der undankbare Mann: „Ich oder Gutzkow!“ Einer sollte sich beugen! Und natürlich nicht Er vor mir! Er wollte, daß ich Ihm, dem Anfänger, schmeichelte! Darum, weil ich das nicht that, sondern nur ruhig lobte und mich gemäßigt verhielt, war ich „ein Schurke!“

Drei Dinge sind es, die mich nie zur rechten Wärme über diesen Winkel-Heros der deutschen Literatur haben kommen lassen. Erstens: Sein in allem ignobel gewesener, bäurischer Emporkömmlings- und Bettel-Sinn, den ich aus seiner Beziehung zur Schoppe und zur Elise Lensing schon angedeutet habe. Wien wird die fernere Ergänzung liefern. Zweitens: Die Nichtbeziehung seiner Muse auf irgend eines der großen Güter, nach denen damals die deutsche Nation zu streben hatte, seine vollständige Gleichgültigkeit für das Leben seiner Zeit, für die Welt, für die ich selbst lebte und glühte. Drittens: Die systematische Bildung einer exclusiven Gemeinde, die eine falsche, aus dem überspannt aufgefaßten Lehrbuche oder geradezu aus den Fingern gesogene Aesthetik zur maßgebenden für die Beurtheilung Anderer machen wollte und in der That zur Qual ihres Lebens gemacht hat. Denn wie Emil Kuh eine Zeitlang die Wiener Journalistik beherrschte, ist kaum zu schildern.

Der Mangel an edler Männlichkeit zieht sich durch Hebbels ganzes Leben. Er ruft aus: „Alle sind sie

Schurken! Auch Gutzkow!" — Wie? Das Hamburger Schürzen-Stipendium, das Amalie Schoppe zusammengebettelt hatte, das vom Biographen nur angedeutet ist, gab dir ein Recht, so Menschen zu beurtheilen, die mit äußerster Anstrengung, verfolgt von den Regierungen, sich durch eigne Kraft mit Weib und Kind behaupteten? Hebbel, ein Holsteiner, machte sich zum Dänen, um jenes Stipendium zu gewinnen, das die Dänen ihren jungen Talenten auf drei Jahre zu bewilligen pflegen. Als dasselbe nach einer literarisch überwiegend unfruchtbar gebliebenen Reise durch Europa verbraucht war, hieß es wieder: Was nun? Da trat dieser Schurken-Austheiler in ein Eheverhältniß, von dem ich nur sagen kann: Hat je ein deutscher Dichter so dem Gott Hymenäus geopfert? So ihm den duftigsten Kranz seines Seins und Wesens dargebracht? Was ich meine ist nicht vollständig zu nennen. Aber Kuh läßt die hinterlassene Witwe selbst sprechen. Auch sie bekennt sich in dem grauenhaften Buch als eine Gefallene! Was hatte der nun wieder durch eine Frau Versorgte nicht alles zu toleriren und zu ignoriren durch diese Ehe! Man konnte sich nur abwenden oder tief betrübt sein, wie jetzt, wo Emil Kuh und Frau Hebbel ihren Todten für so groß halten, so unsterblich, daß sie sich ihm zu Liebe in der Weise Indiens selbst verbrennen. Wie eine Witwe in Madras legt sich die gute zeitlebens

beschränkt gewesene Enghaus auf den Scheiterhaufen, bekennt öffentlich ihre unehelichen Kinder und sagt in dem Buche: „Ich war ja Maria Magdalena!“!!!

Der Mangel an Hingebung für die großen Fragen der Zeit und seines Volkes, denen meine Person ganz hingegeben war, war an Hebbel ebenso abstoßend, wie der Mangel eines sich muthig einsetzenden, in seinen Schöpfungen pulsirenden Gemüthes. Was mir die Seele durchglühte, Liebe oder Haß, Freiheit oder Knechtschaft, das war ihm nur für die ästhetische Pointe da, für das Epigramm, das stimmen mußte, für die herausgeklaubte Idee. Eine Zuthat zu dem mathematischen Rechenexempel seiner Poetik, die noch aus dem Herzen, noch aus dem neben dem Stoffe pulsirenden Innern gekommen wäre, gab es bei ihm nicht. Die Probe mußte nur auf das Stimmen des Epigramms gemacht werden, ob dasselbe der „Rubin“ hieß oder „Judith“. Ihn kümmerte vom Lebendigen, vom außerhalb seiner Interessen, der Interessen des neben dem in Arbeit begriffenen Stoff noch Existirenden nichts. Und doch war es lediglich sein Ich, das ihn beschäftigte. Auf sein Ich bezog er Alles. Sein Leben von Hamburg bis Wien glich einem jener schrecklichen Polypen der Südsee, die mit ausgestreckten Fangarmen und Entsetzenerregenden Saugwarzen alles in ihr Ich und nur in ihr Ich hineinziehen und elend sterben lassen, was ihnen zu nahe kommt. Ein solcher Charakter schreibt Tage-

bücher! Was kann ein Egoist der deutschen Nation zu sagen haben? Maßgebendes, Tiefes, Weises? Nein, Klagetöne der Eitelkeit, die hier und da widerhallen mögen. Es ist alles, was ich von solchen Gedanken lese, rein momentan, vom augenblicklichen Eindruck dictirt. Bald besuchte er mich, er geht mit mir spazieren, bald schreibt er, er hasse keinen Menschen so, wie mich. Der Biograph hätte diese Widersprüche ausglätten, entweder erklären oder getilgt haben sollen. Kuh läßt alles so stehen, wie er's fand. Im Sommer 1856 schlenderten wir, Hebbel und ich, gemüthlich um den Stephansdom in Wien. Ich forderte ihn auf, der Schillerstiftung, die in Dresden begründet werden sollte, auch in Wien einen Boden zu geben und die Gründung eines Filials einzuleiten. „Erstens", antwortete er und blieb stehen, mich groß ansehend, „was habe Ich davon?" Ich war starr. Ich brach sogleich ab, denn ich begriff, was er sagen wollte. „Ich habe eine mit 6000 Gulden jährlich vom Kaiser bezahlte Frau geheirathet, eine zweite Elise Lensing, die mich ernährt, was soll ich mich für die Ernährung Anderer echauffiren?" Erst Leopold Kompert dachte edler und leitete die Maßnahmen ein, die mir Komperts schriftliches Zeugniß zu Wege gebracht haben: „Ohne Sie gäbe es in Wien keine Schillerstiftung."

Diese Herzenskälte, dieser nackte Egoismus stieß mich bei allem, was Hebbel schrieb, ab. Denn diese

Kälte ging in's Mark seiner Produktionen. Niemals strömte bei ihm die Empfindung in edler Wallung dahin. Der herrliche Schiller vergaß doch zuweilen seinen Stoff und ließ sich von seinem Herzen, seiner Phantasie in die Weite tragen, himmelwärts. Seine Menschen, selbst Goethe's realistische Gestalten haben ein Allgemeingefühl, ziehen, ich möchte sagen, manchmal Sonne, Mond und Sterne in die Bahn ihrer Schilderung. Hebbel theilte an seine Gilde die Losung aus, daß das alles „Reflexionspoesie" sei. Er wollte die drei Theile des logischen Beweises selbst im Gedicht. Der einsylbige Heinrich von Kleist wurde immer und immer gepriesen. Und doch bringt sogar dieser zuweilen Stellen, die mehr sind als der bloße trockene Exponent der Idee und sozusagen aus der Rolle fallen. Aber bei Hebbel ist alles der Vorder- und Nachsatz eines Epigramms. Daß sich in der dichterischen Schöpfung jedes Wort, jede Empfindung nur auf das gewählte Thema beziehe, in dieser Trockenheit und Dürftigkeit sieht die Commiszunft ästhetische Größe. Als wenn nicht gerade Shakespeare der größte Digressist und eben darum so groß gewesen wäre, daß seine fühlende, beobachtende, humorvoll den Stoff glossirende Persönlichkeit bei allen seinen Sujets immer mit im Spiele war! Die Digressionen, die für die antike Tragödie im Chore lagen, sprechen gegen Hebbel und seine Schule von selbst. Von Schiller sprachen wir schon.

Bei Goethe finden sich regelmäßig die geöffneten Perspectiven auf eine edle Welt- und Lebensauffassung überhaupt. Alles das verwarf und verhöhnte Hebbel, verwirft und verhöhnt sein Anhang als „Tendenz", „Reflexion", „jungdeutsch", „Tirade", „Phrase". Nur die absolute Physiologie des Sujets soll als „Poesie" gelten. In unbeschreiblicher Redesucht (nur Richard Wagner kommt mit seiner sächsischen Suada Hebbeln in diesem Punkte gleich) perorirte und schwadronirte er fortwährend über die Embryologie des Absolut-Poetischen. Emil Kuh staunte diesem Dociren. Er warf Lessings Nathan den Weisen in die Rumpelkammer der Tendenzliteratur, wohin ja — Hebbeln that das nichts — auch Goethe's Iphigenie gehören würde; denn nirgends ist diese Tragödie vollkommen antik, sie ist nur der Ausfluß einer durch die Antike gewonnenen modernen Bildung.. Ein Dichten und Gestalten aus dem Herzen und der Bildung heraus war Hebbel nicht fähig auch nur zu begreifen. Und weil seiner Schule möglich wurde, in den Wiener Feuilletons Straßenwitze und Gesten aller Art in's Reich hinein zu schleudern, so mußte sich jeder unabhängige Geist von diesem Polypen der Südsee abwenden. Daß diesem endlich wirklich noch eine Dramatisirung der Nibelungen theilweise gelang, war kein Verdienst nach so viel Mißrathenem. Ging aber die Narrheit seiner Bewunderer nicht soweit, daß Emil

Kuh förmlich Gervinus die Piſtole auf die Bruſt ſetzte und den Heidelberger Profeſſor zwingen wollte, ſich über Hebbel auszuſprechen?

An Emil Kuh war alles wieneriſch keck und jüdiſch überdreiſt, manchmal ſchlagend in der Form, manchmal ſein Erlerntes auch reſpectabel. Aber die Einheit fehlte, der Charakter. Hochmüthig wurde jede andere Productionsweiſe, als die Hebbel'ſche herabgeſetzt, mit den böſeſten, beleidigendſten Etiquetten verſehen. Alles hatte bei ihm ſein Fach, ſeine Nummer; überall ſah er das Unzulängliche, vergeblich Zappelnde. Unberechenbar zerfiel er dann auch zeitweiſe — mit Hebbel ſelbſt! Warum das geſchehen, es wird in der ſonſt ſo aufrichtigen Biographie nicht erzählt. Es würde doch zum Thema gehört haben. Die Weiſe der avancirten Kaufmannsdiener iſt eben apodiktiſch. Und alle Autodidakten ſind ſo. Weil ſie eben das Neuerlernte, Vorhernichtgewußte ſofort aufbläht. Die Gymnaſialbildung, die wir bis Prima durchgemacht haben, die Univerſität, die Examina haben uns eine Retardation gegeben, ein Werden, ein Wachſen, ein Allmälig-ſich-Entwickeln. Aber der Autodidakt kann vor Ungeduld, das neue, ungewohnte Wiſſen anzubringen, ſich nicht laſſen. Unſre ganze gegenwärtige Epoche hat in ihren Aeußerungen dieſe Haſt der eingeſtandenen Unreife. Wer Gervinus je hat ſprechen hören, mußte ſchon ſeiner Redeweiſe das kaum Verſchnaufende des

Autodidakten anmerken. Vollends seinem Styl! Dieser Hetzjagd und Wortfülle, diesen langen, sich sämmtlich einander ähnelnden Perioden!" Die „lateinische Bildung", die nur in Gymnasien langsam gewonnen werden kann, ist ein kraftgebendes Erklimmen des Berges, wo die Minerventempel leuchten, von Stufe zu Stufe. Es erzieht sich da ein Wissen mit gefestetem Grunde, das bedeutungsvolle Nil admirari, ohne die Anerkennung auszuschließen. Ganz im Gegensatz zu unserer sensationellen, tobsüchtigen Feuilletonistik oder Leitartikelschreiberei, die mit Händen und Füßen rudert und plätschert, weil sie mit ihrer kurz zuvor geladenen Fracht zu versinken droht. Die halbe deutsche Presse ist in den Händen dieser Unstudirten und die Feuilletonistik der Demokratie weiß es dabei nicht einmal, daß sie ihre Aesthetik, was diese betrifft, nur von der Feuilletonistik der Nationalliberalen (Julian Schmidt) geborgt hat!

Kuh schildert die ständige Grübelei Hebbels über sich selbst, das ewige Auflockern, Auftrennen seiner Ideen, die Geringschätzung des Ursprungs eines andern Schaffens, als des seinigen. Warum rügte er diese Weise nicht, da er doch Mörike's Harmlosigkeit verstanden haben will und begriff, wie sehr Hebbel mit diesem Wühlen sich und Andre aufrieb? Im Gegentheil. Schlagwort auf Schlagwort entfällt. „Jungdeutsch" wurde für alle Zeiten, für alle Entwickelungen der betreffenden Autoren als das absolut

Unächte festgestellt. Kuh läuft alle Tage zu Hebbel, der ihn darüber förmlich zu seinem Eckermann macht. Für den Denker, für den Seelenforscher haben die von Kuh wiedergegebenen Aussprüche Hebbels, die bei dieser Gelegenheit fielen, nicht den mindesten Werth. Denn Beobachtungen über die Welt, Zeit, die Menschheit sind nur dann belangreich, wenn man das einmal Gegebene, zumal die Menschheit überhaupt, liebt, überhaupt ihre Existenz anerkennt und in ihrem Andersseiн zugesteht. Hebbel negirte aber alles, was nicht zu seinen Füßen lag. Er hatte nur durch seine Frau und seine Kinder, durch Laube als Burgtheaterdirector, durch den Großherzog von Weimar, dem er huldigte, und die neuesten erschienenen wiener Feuilletonartikel eine gewisse Fühlung mit jener Sphäre, aus welcher allein tiefere Wahrheiten über Menschenart, Erfahrungen über das uns klar werdende Unbewußte kommen können. Daß das Jahr 1848 auch ihn aufrüttelte, will wenig sagen. Man brauchte damals nur einen bekannten Namen zu haben und erhielt eine Mission wider Willen. Er verfiel sogleich wieder in jenes Brüten, wo alle seine Betrachtungen und Gedankenspäne das Rasseln an einer Kette sind, mit der ein eingebildeter Prometheus an seine kalte Zeit, an ein kaltes Volk sich angeschmiedet glaubte. Sagt nicht, daß Euch ein gemüthliches Bild von ihm durch Frau und Kinder und die Theemaschine vorschwebt. Der gemüthlichen Pflege

seines Ichs, des Behagens am warmen Ofen war er vollkommen zugänglich. Butterbrod und Zubehör konnten ihn in diesem Punkte sogar mit schmarotzenden, schmeichelnden Freunden vertraulich sein lassen. Freilich, wenn er dabei von sich vorlas, mußte alles Beifall spenden. Franz von Braunau sagte mir einst: Ich erlaubte mir einmal nach einer dieser Vorlesungen, zu denen ich Jahre lang geladen wurde, eine schüchtern rügende Bemerkung. Ich bin nicht wieder geladen worden!

Treten wir der Beschäftigung der Ihresgleichen suchenden Biographie mit meiner Person näher, so citire ich sogleich, da ich oben von einer „Kette" gesprochen habe, das empörend hingeworfene Wort des wiener Kunstrichters, daß mir „noch einst an meinem Sterbebette die Kette rasseln würde, daß ich eigentlich nie ein vollkommener Dichter gewesen sei"; Bd. II. An meinem Sterbebette! In welcher Literatur kommt dergleichen Gemeinheit vor! Das Thema selbst hat Kuh zwanzig Jahre lang offen und versteckt in wiener und nichtwiener Journalen variirt, warb dafür Verkündiger im Ausland und suchte es durch die ganze Gewandtheit seiner betriebsamen Natur als literarhistorisches Factum festzustellen. „Noch auf meinem Sterbebette!" Auf meinem Sterbebette werde ich wissen, wie bislang, daß ich kein Lyriker gewesen bin. Nur für ehemalige Handlungsdiener, die, nachdem sie er-

bärmliche Epen und Verse herausgegeben, unter die Literaten gegangen sind, um sich zu rächen, weil jene trotz schönen Einbandes Niemand beachten wollte, kann dieser Umstand Bedenken haben. Den latenten Lyriker wird jeder feinere Kunstrichter aus allen meinen Schriften herausfinden. Jedermann begreift, daß meine Entwicklung mich hatte zwingen müssen, für meine Existenz zu sorgen, die von einigen Gedichten im Musenalmanach und Morgenblatt nicht bestritten werden konnte. Ich hatte keinen Millionär zum Onkel wie Heine oder war Buchhalter wie Freiligrath oder erwarb früh Pensionen wie Geibel. Das dritte Wort dieser bei unserer Zeitungsüberfülle zahllosen Literaturmitläufer ist: „Dichter von Gottes Gnaden." Wer diese Wendung braucht, charakterisirt sogleich seinen Ursprung. Es sind die Schlönbach, die Martin Perels, die Adolf Stern, die Prölß u. s. w., die diesen Ausdruck eingeführt haben, eine Unmasse unreifer Scribenten führt eine in keiner Literatur der Welt von den Autoren unterstützte Nagelprobe auf das Woher? des Gebotenen, oder bis auf das Nadelöhr der Definition mit diesem Ausdruck durch. Die „Dichter von Gottes Gnaden" kommen selbst im Gottschallschen Wirkungskreise vor! Robert Burns, ein Genie der Volkspoesie, wie wir Deutsche keines gehabt haben, kann man allenfalls so nennen. Wir haben nur Dichter der Vermittlung. Selbst Walther von der Vogelweide war ein Dichter der Kunst. Mit mehr

oder weniger Reflexion, mit mehr oder weniger Raffinement auf diese oder jene Mode oder Tonart haben wir nur Schattirungen von „Naturpoeten". Unsere Autodidakten, die Mitarbeiter, die Correspondenten in den zahllosen kritischen Münzwerkstätten, wo die falschen Markstücke geschlagen werden, verbreiten den „Dichter von Gottes Gnaden", wie die Fürsten ihre Orden ausgeben. Auf meinem Sterbebette werden mir diese Ketten nicht rasseln. Seliger Kuh, ich corrigirte kürzlich einen Neudruck meines Uriel Acosta und fühlte mich da sowohl wie sogar bei Kleinigkeiten, die ich sonst geschrieben und ohne alle Grundlage im kleinsten Detail selbst erfunden habe, z. B. „König Franz in Fontainebleau", so gut als Dichter, wie sich Hebbel in seiner Weise als solcher fühlte. Jeder in seiner Art, Every man in his humour. Und Verse giebt es auch von mir, wie gesagt in hundert Albums zerstreut. Wenn ich schuf, habe ich meine Brust so gut wie Lenau oder Platen in irdisches Morgenroth getaucht und meine Seele in meine Gebilde überströmen lassen, was bei Lenau und Platen sehr langsam von Statten ging und meinem Temperament nicht entsprach. Wer „Dankmars Weiherede" in den „Rittern vom Geist" schrieb, kann kein Undichter sein. Ich nenne Hebbeln und auch Otto Ludwig Irrwanderer im Labyrinth des Schönen. Hebbels Gebilde entstanden aus Stubencombination. Nicht die geringste Verbindung mit dem gesunden Urtheil,

vollends keine einzige mit der Stimmung seiner Zeitgenossen ließen den „Ring des Gyges", „Herodes und Mariamne" Anspruch auf Gottesgnadenthum machen. Es wird noch einst ein kritischer Rächer über Eure deutschen Literaturgeschichtslehrbücher kommen! Man wird sowol die Manierirtheit, die neuerdings in die platteste Criminalgeschichte hinuntergesunken ist, wie die Dekoration „von der Gottesgnadenschaft" zum Tempel hinausjagen! Die Empfindungen des Gemüths, das sich ausspricht, der Tendenz, die dem nationalen Bildungstriebe diente, sollen in Folge Eurer schlechten Aesthetik nicht ferner als „Phrase" herabgesetzt, und von Professoren, Wanderrednern à 25 Thaler den Abend, bemitleidet werden. Die deutsche Literatur steht förmlich unter einer Schablonenkritik. Es wird ein Literarhistoriker kommen, der den Verstand Schopenhauers, bei zwanzig Jahren die Reife von vierzig hat. Dieser wird sich nicht durch Schiller, nicht durch Goethe den Kopf verdrehen lassen. Er wird nicht die Lyriker im goldnen Buchbindereinband und mit den hochaufgeschürzten Redensarten sich imponiren lassen. Er wird Heine die phosphorescirende Stagnation der letzten Ausläufe der Romantik nennen und in dem verlästerten „jungen Deutschland", dessen Bestandtheil Laube mich nichts angeht, eine Reaction, die heilsam, erkräftigend, ein neues Geschlecht erzeugend wirkte. Was ist denn da ewig zu mäkeln, herabzusetzen, sowohl im Ton der pietistischen Schulmänner

à la Vilmar und Barthel, wie der Goethe-Schiller-Philologen der Allgemeinen Zeitung oder der überschwänglichen, die Presse überfluthenden Handlungsdiener und durch „Selbstunterricht" gebildeten Primaner? Heinrich von Kleist hatte seine Zeit und Andere hatten die Ihrige. Was hat denn Hebbels Judith für ein Nationalinteresse erregt, als daß sie eine Paderolle enthält, die nur innerhalb der Schauspielerwelt gewürdigt wird, während mein als „Reflexionsdrama" verschrieener, von Poeten, die nichts Besseres haben machen können, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, verlästerter oder ignorirter „Uriel Acosta" seit dreißig Jahren von den Bühnen nicht wegzuintriguiren ist, was vielleicht nur in München gelang bei einem Monarchen, der selbst in den ästhetischen Schwulst verfallen ist, weil er nicht studirt hat. Ich rechne die anderen Werke nicht, die ich nicht à la Hebbel „nach dem Leitfaden", sondern aus meinem Herzen heraus geschrieben habe. Diese deutsche Sucht, in allem Sectirerei zu treiben! Zu heben, zu stürzen, zu gruppiren, zu admassiren! Geschmacksrichtungen als die alleinseligmachenden hinzustellen, Schulen zu stiften! Woher kommt uns das, als eben von den Autodidakten, von den Tausenden von Selbstversuchern, den über Nichterfolge ergrimmten Dilettanten! Hier hat man die Quelle des niedrigen Standes unserer Leistungen zu suchen. Der Ursprung dieser Krankheit ist: 1) Cotta's ewiger „Schiller und Goethe",

2) das Gottes-Gnadenthum der Commis und 3) die Aesthetik der Professoren, die eben nicht vorwärts schreiten, weil sie sich vor der Bemängelung ihrer Vorträge durch das Cultusministerium in der Residenz fürchten.

Das „junge Deutschland!" Was das für ein dummer Begriff ist, der sich von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte, vom sich zum Schriftsteller bildenden Commis zum Commis, von Einem der tausend Sprecher, die sich in Deutschland zum Worte drängen (Schullehrern, Bezirksvorstehern, auf Diäten reisenden Professoren mit oder ohne Heft) zum andern fortschleppt! Junge Autoren, die gar wenig Aehnlichkeit unter sich hatten, die sich einander befehdeten, koppelt man mit Gewalt, wie Simson seine Füchse, immer und immer zusammen! Die Tradition will es einmal so. „Jungdeutsch" soll das neben dem Weg Gefallene, den vom Kleiderhändler gekauften, nicht vom zünftigen Schneider gemachten Rock bedeuten. Noch jetzt ist die „schwäbische Dichterschule", der Mann vom Weinsberger Thurm, der schon in seinen mittlern Tagen kindisch gewordene Kerner und sein ganzer lyriktrunkener württembergischer Anhang einem so abgefallenen Epiker wie Adolf Stern so werthvoll, wie damals gewissen alten Blaustrümpfen und einigen reisenden Studenten, die „Besuche bei Justinus Kerner" schrieben. Alles das ist ohne Kritik in seiner ganzen Bedeutungslosigkeit in die Literaturgeschichtsbücher übergegangen!

Wie ein hämischer Straßenbajazzo zur Carnevalzeit umschwärmte mich Kuh zeitlebens mit der ihm von Hebbel gegebenen Parole, ich sei „nur ein halber Dichter." Er erfand sich das wunderliche Wort, ich sei ein „Grenzindividuum" zwischen Denker und Dichter. In Dutzenden von wiener Feuilletons hat er diesen Satz verwerthet. Andre haben ihm nachgesprochen. Hat doch ein Jeder diejenige Aesthetik, die für seinen eignen Productionsstyl paßt! Auch Kuh und wer nicht mit ihm hatten Gedichte auf dem Lager. Natürlich waren die Lyriker von „Gottes-Gnaden" bei ihm in besonderm Flor. Wer diesen „Poeten" für den Glauben, daß sie doch noch „einmal durchdrängen", zu wirken nicht geschaffen erschien, wurde herabgesetzt. Die Witterung, die solche Commiswirthschaft wie die des Kuh und einer genialisirenden Copie der George Sand, der man vor Jahren in wiener Blättern das Wort zu führen gestattete, für die Würdigung ihrer eigenen Producte beim Urtheil der Andern hatten, ob dasselbe feurig oder gelassen ausfallen dürfte, ist bewundernswürdig. Zieht ein Rasender die Klingel und wirft sich mit sesquipedalibus verbis auf's Sopha, so ist er dem Wiener gleich ein Titane.

Adolf Stern ahnte schon vor zwanzig Jahren, wenn er mich zuweilen besuchte, daß ich niemals mit ihm in irgend eine Gegenseitigkeit treten konnte. Er verfolgte das Modische und war in Allem bannal. Seit

zwanzig Jahren schreibt er Rezensionen für maßgebende Blätter. Die Phraseologie der Halbbildung hat ihn, glaube ich, sogar zu einem Adepten der Wogelinde-Wageleia-Poesie gemacht.

Die nichtsnutzigste, ja eine gaminhafte Art, wie nur Geschichte erzählt werden kann, zeigt sich B. I. S. 312 der Kuh'schen, von Stern in der Allg. Ztg. gepriesenen Biographie. Nach einer Erzählung, die nur beweist, daß ich mit Liebe und Güte einen Vorschlag zur bessern Verwerthung der Gedichte Hebbels und zum Bekanntwerden seines Namens machte, (nicht ein Hauch des Tadels war beim Buchhändler Campe über meine Lippen gekommen, jedes meiner Worte war Anerkennung und Wohlwollen), kommt eine Schilderung des Hebbel'schen Trotzes, der sogleich eine bedeutende Summe für diese Gedichte hatte haben wollen und selbst an dem Lobe, das ich gespendet, mäkelte und mit Worten mäkelte, die sogleich den ungebändigten Größenwahn des Mannes characterisiren. Es heißt S. 313: „Er wollte sich Geltung verschaffen in der Literatur, aber nicht auf dem Wege kameradschaftlicher Verbindungen, welche den Stempel des Eigennutzes und der Selbstsucht tragen." „Nur nicht ein Literat wie Gutzkow!" soll diese Wendung sagen. Ja, antworte ich, wer hat denn wol je Hebbeln eine Kameradschaft, je eine Verbindung mit mir, etwa auf Gegenseitigkeit, angetragen? Ist denn ein solcher Vorgang

nur denkbar? Darauf hin Anklage, Charakteristik! Nichts als Artigkeit, Dankbarkeit, die allerdings seit des Euripides Zeiten die „ungeschmiedeten Ketten" der Sitte und des Anstandes sind, diese waren es, die Hebbels gemeinbäurischen, egoistisch vom Lande gekommenen Knechtestrotz drückten! Emporkömmlingsweise ist nicht anders! Sich verpflichtet zu fühlen zur Dankbarkeit, das empört zur Wuth. Lebenslang drückte Hebbeln der in ihm steckengebliebene Plebejergeist, das Gefühl der Schuld, die er gegen mich abzutragen hatte. Er spricht es in einer Anwandlung von Reue sogar aus. Du schwindelst und hast viel gethan, dem Manne, der dir Gutes erwiesen, zu schaden! Dies Gefühl überkommt ihn in Paris, als er mit Heine brach, und Heine ihm klarer wurde. Vorher kommt in der Biographie folgende Stelle, von der ich sage: Rügt Niemand in Deutschland eine Gesinnung, wie sie sich B. I. S. 313 über Hebbels Dilemma ausspricht: „Literat oder Dichter?" „Lieber", schreibt Kuh, „lieber wollte er von einem Mädchen, dem er nur zugethan, nicht in Liebe verbunden war, Jahre lang sich unterstützen lassen, als sich die Finger schwielig zu schreiben, wie so mancher nicht verächtliche Arbeitsmann mit der Feder!" Lieber also sich ernähren lassen von einem unsittlichen Mädchen, als — soll heißen — wie damals Gutzkow sich mit der Feder quälen! Kann es eine elendere Auffassung über

Sitte und Mannesehre geben? Die Allgemeine Zeitung kann mir danken, daß ich sie auf einen Referenten aufmerksam gemacht habe, der dergleichen nicht mit sittlicher Empörung zurückwies. Hebbel hatte vollkommen das Zeug zum „Arbeitsmann" in der Literatur. Er schrieb Rezensionen, Correspondenzen. Ja, er schrieb, was ich nie gethan haben würde, zwei elende Lohnarbeiten für den Pfennigsbetrieb, Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Der Buchhändler Behrendsohn in Hamburg, der auf der Karre sein Geschäft angefangen hatte, gab ihm 80 Thaler für diese Fabrikwaare. Konnte er da nicht lieber seine Jugendeindrücke zu Novellen ausbeuten, wenn seine Kraft sich noch zu schwach fühlte für eigene Erfindung? Ich erfand in einem Alter von 21 Jahren Novellen, die Hebbel zu würdigen damals zu ungebildet war. Was verstand er vom Humor der Voltaire- und Encyclopädistenzeit! Nichts! Seine spätere Wirksamkeit an wiener Journalen, sein anonymes Pfeileschleudern in Kolatschecks Monatsheften zeigte hinlänglich, daß er vollkommen das Zeug zum „Literaten" hatte wie unsere Autodidakten. Das Morgenblatt unter Hauff war gut redigirt. Es nahm bereitwillig alles, was Styl und feinere Haltung hatte. Kuh wiederholt die Alternative: „Gutzkow oder ich?" Sie ist wörtlich in Hebbels Aufzeichnungen befindlich.

Der Sinn für ruhige literarische Prüfung scheint

gänzlich verloren, wenn ein Blatt wie die Allgemeine Zeitung ein Buch mit solchen Grundsätzen, solchen schiefen Auffassungen, in fünf Artikeln und von einem ehemaligen Commis anpreisen lassen kann. „Lieber wollte Hebbel," mußte doch Stern als ein gewissenhafter Berichterstatter schreiben, „der erbärmliche Pflegling einer abgefundenen Maitresse sein, als Gutzkow's Rath befolgen, daß er in's Morgenblatt, in die Wiener Witthauer'sche Zeitung, in den Chamisso'schen Musenalmanach Proben seiner Gedichte gab und diese erst allmälig im Publikum bekannt werden ließ, wie es Lenau gethan und vor ihm so viele Andre, und sie dann erst sammeln." Solchen Rath konnte dem Unverstande, zum „Dichter von Gottes Gnaden" Gestempelten nur der Neid gegeben haben! Hebbel, der ja selbst nur ein schwacher Lyriker gewesen ist, dessen Gedichte später, als sie bei Cotta erschienen, mit einigen, in Anthologieen gekommenen schönen Ausnahmen keinen Erfolg hatten, wollte sofort eine Sammlung und ein „großes Honorar"! Und da er das nicht fand, „ließ er sich lieber —". Adolf Stern trage einmal diese edle Moral seinen Zuhörern in Dresden, dem Cadettencorps in der Neustadt, vor in Gegenwart eines inspicirenden Hauptmanns von den Schützen! Er wird bald seinen „ästhetischen Schwulst" gekündigt bekommen.

Die auf S. 314 u. s. w. folgenden Sätze sind meinem Gefühl nach noch von Hebbel selbst bei Leb-

zeiten durchgesehen, wenn nicht von ihm selbst geschrieben. Sie sind à la Eckermann und ex post gedacht. Nicht eine der Anschuldigungen, die den jüngern Schriftstellern an jener Stelle gemacht werden, konnte damals von dem durchaus unreifen, nur im Einzelnen oder in einem vague ergriffenen Allgemeinen lebenden Hebbel gemacht werden. Das Publikum wird hier von dem Biographen vollständig betrogen. Die Betrachtungen, daß die Kunst nicht der Zeit dienen müsse u. s. w., hat Hebbel damals nicht gemacht; es sind Flausen, die späterhin in Wien aus seinem Größenwahn, seiner Bettlerdreistigkeit, seinem Bummeln unter einem Trupp von Ladendienern entstanden sind. In Hamburg ist ihm nicht eine einzige unedle Zumuthung auf „Kameraderie" gemacht worden. Er hatte bei Campe in dessen Buchladen gesehen, daß dieser sich die Hände rieb vor Wonne über seinen von ihm verlegten Heine und ich kümmerte mich darum nicht. Ich habe seinen Heine fast immer bekämpft. Habe ich je Hebbel sagen können: „Werfen Sie sich in den Strom der Zeit und dichten Sie Frivoles? Ich nahm den jungen unangenehmen Mann wie ein verschlossenes Räthsel und ärgerte mich nur, daß Jemand, den die Muse ihrer Umarmung gewürdigt zu haben schien, so entsetzlich kriechen und schleichen konnte. Immer hätte ich ihm bei einem Besuche zurufen mögen: Aber Bester, ich weiß ja, Sie dünken sich einen Napoleon der Poesie!

So seien Sie doch nun auch stolz gegen mich! Ballen Sie nicht die Faust im Sack!

Alles, was hier von der sogenannten „jungen Literatur" erzählt wird, ist erlogen, unrichtig, aufgeputzt, zum bloßen Haubenstock der Phrase gemacht. Die Dinge, die auf Laube passen, passen nicht auf mich. Und sie machten sich 1834 vollständig anders. Sie machten sich so harmlos, so gelegentlich, so sehr als ein Nebenbei bei unendlich wichtigern literarischen, politischen, kirchlichen Dingen, daß die ganze dumme Emphase von S. 315 an in Nichts zerfällt. Hebbel hat diese Partieen seiner Biographie, wie gesagt, selbst noch geschrieben. Es sollten Memoiren und nicht blos d'outre tombe werden. Hebbel giebt sein eignes Bild. Er war ein Mensch, der von Morgens bis Abends an nichts dachte, als damals — an die Aufführung seiner „Judith". Ein Mann, der mit einer Emilie Lensing lebte, wird Betrachtungen wie die S. 316 über Wesen und Natur der Frauen geschrieben haben! Er erzählt, er hätte wollen ein Buch gegen die „neuen Tonangeber" schreiben. Warum war aber, als er von München kam, sein erster Gang in Hamburg zu mir?

„Gutzkow sich anschließen, heißt, sich ihm unterwerfen!" Wie schön das gesagt ist! Eigentlich schmeichelhaft für mich! Nehme ich den Satz an, so begreife ich, warum mein Königreich auf der Landkarte so klein ist.

Haben je Georg Büchner, Georg Herwegh, Franz Dingelstedt, Levin Schücking, Karl Gödeke, die Hannoveraner Detmold, Oppermann, und soviele Andere, die mich ab und zu mit Beiträgen für mein Blatt, das mich und meine zu früh mir als Lebenssorge aufgebürdete Familie ernährte, erfreuten, ihre Selbstständigkeit deshalb verloren? „Sich anschließen"! Was liegt denn in einem eingesandten Beitrag für eine „Anschließung"? Sie wurden mir theilweise Freunde. Aus eignem Triebe. Hatte Hebbel nicht in spätern Jahren ähnliche Regungen und dem „verehrten Freunde" seine Arbeiten zur Rezension eingesandt? Mein Temperament, das leicht aufwallt, habe ich leider nicht in der Kritik. Da muß schon etwas ganz bedeutend sein, bis ich mich so echauffire, wie dergleichen Exaltationen im Kunstleben der Dilettanten, in den Reclamenkritiken vorkommen, besonders jetzt bei den Musikern. Auch ich habe meine Heiligen. Ich verrichte zuweilen meine Andacht, wenn ich einen Band vom Bücherbord herunterhole; aber so in der Extase leben, „ein neuer Mensch werden", wie diese Schlönbach's, Kuh's, Stern's, Prölß', Heydrich's, — die Novellen, Gedichtssammlungen gleich in alle Himmel heben — das ist die Weise des studirten Kritikers nicht. Dieser merkte sogleich an der „Judith" den Hebbel'schen Schaden, die Analysirsucht, die Reflexion, die Grübelei und das Geisthaschen. Im Menschen sollte nur Un-

heimliches liegen, das Böse das Gute sein — das Bequeme das Sittliche. Mit der Balancirstange einer precären Moral gaukelten Hebbels Gebilde vor ihm auf und ab. Man wird mir vorwerfen können, daß ich in meinen Schriften zu oft das Thema festgehalten habe vom Manne, der zwischen zwei Frauen steht. Es ist dies eben ein uraltes. Unbegreiflich war mir aber das ständige Hebbel'sche Thema vom Weibe, das zwischen zwei Männern steht. Ich begriff es erst aus seinen Heirathen; aus der wilden und aus der zahmen.

Die Biographie kann nicht anders, als im Verfolg, S. 360 u. s. w. erzählen, wie ich zuvorkommend, freundlich, aufmunternd für Hebbel gesorgt habe. Was sollte ich in ihm so Gorgonenhaftes, mich zum Zwerge Verwandelndes erblicken? Das, was er sich einbildete, zu sein? Was der Allesverzehrer, Allesvernichter, der Polyp der Südsee, der leibhaftige Holofernes seiner „Judith" von sich präconisirte? Die Gedichte, welche Buchhändler Campe noch lange, lange im Pult liegen ließ, bis er sie druckte, waren schwach. Seine „Judith" verbarg er vor mir! Mit wahrer Herzensangst! Nur daß ja Niemand als die Commis und die Theaterangehörigen das von Mund zu Mund gepriesene Drama sah! Die Juden waren auf's Höchste gespannt. Mein eigener täglicher Umgang, der jüdische Lyriker Ludwig Wihl, schloß sich aus ihm angeborner Trägheit und Neugier jenem Janinski an und nahm die

Backen ebenfalls voll, sowol über die neue Baumwolle wie über Hebbel; es fehlte nur noch unser damaliger Spaß, der Doctor Bernstein aus Pest, der spätere „Fürst der Dichtkunst", Karl Hugo, der sich erbot, mit seiner hektischen Brust, ohne eine Spur von Stimme, den Holofernes im altonaer Stadttheater zu spielen. Die Komödie war damit abgerundet. Karl Hugo sah ich wirklich mit Ludwig Löwe, den er in Vergessenheit bringen wollte, im altonaer Stadttheater den Sigismund im „Leben ein Traum" spielen. Das Literaturleben erscheint komisch? Und ist doch tragisch. Es ist die Welt des absolutesten, verzweifelnden Egoismus. Eitelkeiten giebt es da, die sich ärger als die Koketten an den Spiegel stellen können, ja sich als künftiges Standbild betrachten. Sie besorgen gradezu, sich mit dem Kopf an den Sternen zu stoßen. Die Bühne, so lange sie noch lockt, noch schmeichelt, noch nicht wie die Sphinx diejenigen verschlungen hat, die ihr Räthsel nicht lösten, macht manche Literaturadepten gradezu unzurechnungsfähig. Keiner, der ein noch unaufgeführtes Stück in der Tasche hat, ahnt zuvor die schweren Prüfungen, bittern Täuschungen, Falschheiten im Privatcharakter der Darsteller und der Directionen, diesen Neid, diese Mißgunst, die ihn erwarten, — alles das hatte Hebbel erst später kennen zu lernen Gelegenheit. Ich kannte es bereits. Aber ich beherrschte mich. Nur mit psychologischer Beobachtung ließ ich die „Judith" neben mir auf-

tauchen und — verschwinden, wenn sich nicht eine alternde Heroine derselben erbarmt! Mein Verhältniß zu dem Autor regelte sich für mich dahin, daß er mich anregte, mich aber nie befriedigte, oft störte, oft verdroß. Ich setzte ihn darum nicht herab. Diese Negation meines Innern ahnte er und sie wüthete den wildgewordenen Bauer. Er wollte den ganzen Menschen. Schon in Hamburg, als Anfänger, mit Haut und Haaren!

S. 380 u. f. w. wird Hebbel's Mitarbeiterschaft an meinem damals herausgegebenen Journal: „Telegraph für Deutschland" behandelt wie eine selbstständige Mitwirkung, wovon ich irgend eine Stütze, sozusagen einen linken oder rechten Flügel meiner Literaturstellung gehabt hätte! Das ist gradezu zum Lachen. Emil Kuh ist todt. Er ist es vielleicht nicht. Lebt er noch und erführe das Nähere, müßte auch er über die Albernheiten seines Buches lachen und seine Stellung bei den wiener Handlungsbeflissenen für gefährdet halten. Denn ein „Professor" giebt sich hier rein als Hanswurst. Hebbel war so träge, so verbummelt, so vergrübelt in hundert Anfänge von Dingen, die er fortzusetzen keine Kraft besaß, daß er sich alle sechs bis acht Wochen einmal aus dem enormen Vorrath von Büchern, die einer Redaction zugesandt werden, bei mir aussuchte, was sich für ihn zum Besprechen eignete und zuletzt zu einem Packet, das er selbst nach Hause trug, ver-

einigen ließ. Wußte er manchen Namen bei seiner totalen Unwissenheit nicht unterzubringen, so gab ich ihm die Standpunkte an. Selten überschritt er sein Pensum oder brachte Ueberraschendes. Wie hätte ich geizen sollen, „ihn mir zu gewinnen"! Unsinn!

Als endlich verspätet die „Judith" vor leeren Bänken auf der Hamburger Bühne erschienen war, brachte allerdings meine Kritik derselben alles zur Sprache, was sich inzwischen schon seit Jahr und Tag und nachdem das Stück an andern Orten erschienen war, ehe der alte F. L. Schmidt am hamburger Stadttheater daran gehen wollte, es zu geben, stereotyp bei jedem vernünftigen Theaterreferenten Deutschlands ausgebildet hatte. Selbstverständlich mußte er hören, daß sein Holofernes nahe an Karrikatur streifte, daß Judith zu wenig biblisch, zu wenig seherhaft aufgefaßt war, zu sehr als George Sand'sche femme incomprise. Daß Hebbel damals mit mir deßhalb „brach", höre und lese ich zum erstenmale! „Mit mir brach!" Wie? Wo? Wann? Er verschwand einfach nach Kopenhagen, seiner Existenz wegen. Kuh sieht in dem Verlangen, das ich nur als Stimme des Publikums aussprach, Judith hätte mehr die biblische Färbung tragen müssen, eine Aufforderung zu folgender nichtswürdigen Bosheit: „Achso!" schreibt er „Gutzkow vermißte freisinnig humanistische Schlagwörter, Charlotte Corday-Phrasen u. s. w." „Schlagwörter"? Ja wohl,

Schlagendes verdienen derartige Bübereien, die Herr Adolf Stern ganz in der Ordnung gefunden zu haben scheint.

Von S. 449—494 kommt eine lange Abhandlung „über die Literaten des jungen Deutschland". Dies Opus hat, wie ich glaube, schon in einer leipziger Zeitschrift „Im neuen Reich" gestanden. Ich sehe dies Journal selten. Es scheint nur in dem engern Kreise der Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche gelesen. Auch würde ich glauben, die boshafte Arbeit sei in Siebleben bei Gotha bestellt, wenn nicht auch Laube in dem Geschwätz so schlecht gemacht würde. Im Ganzen sieht man, wie hier ein literarischer Bummler mit rasender Schnelligkeit die Leihbibliothekenkataloge durchfliegt, sie ausmustert, sich mit Fieberhitze hier eine nähere Kenntniß, dort einen Citatenvorrath von Anekdoten, Gehässigkeiten, alten vergessenen Streit-Stichworten aneignet, die ihn als einen höchstbelesenen Mann (der darum noch nicht urtheilsfähig wurde) darstellen konnten. Möglich, daß diese Darstellung einer bestimmten Literaturperiode den wiener Zuhörern, den Handlungsgehülfen, vorgelesen wurde. Schamlos genug war Kuh dafür. Eines ist an dem Lügengewebe rühmenswerth, eine manchmal zutreffende Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst. Diese konnte zwar an sich nur einseitig, ja zuweilen verkehrt sein, überdies prinzipiell und immerfort persönlich boshaft, aber es ist mehr Material beisammen, als manchem andern

Literaturgeschichtencompilator zu Gebote steht. Sogar Adolf Stern hat sich wol zu lange nur bei den Lyrikern und Epikern verschollener Zeiten aufgehalten und lernte etwas aus dieser Abhandlung für seine beklagenswerthen Cadetten in Dresden.

An den Herzensgeschichten, an dem Verrath der armen ungeliebten Geldhergeberin durch eine neue Liebe zu einer Emma, ist mein Name nicht betheiligt. Hebbel glich jenem Bernhardskrebs, der kein eignes Gehäuse hat, sich aber in andere Schaalthiere hineinwühlt und sich von ihnen fortschleppen läßt. J. J. Rousseau hat viel von sich erzählt, sogar daß er in Turin gestohlen hat. Aber diese Enthüllungen von einem Biographen der Bewunderung sind kaum glaublich! Das Verletzende liegt in dem Irrwahn der petitio principii, daß die Nation Vergebung zolle, weil sie ein so Großes irren sähe. Welcher Wahn! Wäre es noch die liebenswürdige Gestalt Goethe's, die der muthmäßliche Grundirer des Ganzen, der Beginner der Memoiren, Hebbel selbst, zu schildern, zu entwickeln hatte. Aber diese breitspurige dithmarsische Bauernatur! Der Widerspruch der gröbsten Anmaßung hier und die Kriecherei und Bettelei da! Letztere nach Kopenhagen, Berlin, Weimar! Nachdem Hebbel die Erzählung seiner Liebesschmerzen ohne Zweifel selbst detaillirt hatte, fügte Kuh die epitheta ornantia hinzu. Selbst nicht der heilige Augustin hat sich so

belauscht, so als ein interessantes Geheimniß betrachtet wie Hebbel zu jeder Stunde, auf Schritt und Tritt. Von Weibern und Handlungsdienern verhätschelt, Protokollschreiber im Grunde geblieben, war er mit der Analyse seines Werthes, seiner Eigenheiten, seiner vom Vater oder der Mutter oder einem Dämon oder sonst einer Genealogie ererbten Züge so beschäftigt, als spräche Shakespeare über sich. Was er thut, was er denkt, er belauscht es, sogar sein Nichtsthun, sein Nichtdenken, seine Harmlosigkeit. Er ist sich selbst das Interessanteste auf der Erde. Im gewissen Sinne hat Jeder dazu das Recht, aber eine solche Genugthuung muß man still für sich behalten. Man muß sich dabei auf seinem Sopha strecken und eine Cigarre dazu rauchen. Nur ein Narr plaudert sich über ein solches Geheimniß aus. Hebbel aber giebt einen förmlichen Schlüssel für die, welche ihn erkennen wollen, eine Clavis. Richard Wagner hat es in der That noch bis jetzt nicht zu einer solchen Höhe des Selbstlobs gebracht. „Ich bin" — „Ich kann" — „Ich pflege" — So geht es in Einem fort, mit Pulsfühlungen an sich selbst, wie diese die größten Geister, die je gelebt, nur in kurzen schlagenden Aperçüs, dann und wann einmal, ausgesprochen haben. Hebbel, der wahrlich nichts hervorgebracht hat, woran die Nation dauernd mit Liebe hängen wird (Frau Niemann-Seebach, die ehemalige Collegin der Frau Hebbel ausgenommen, die mit ihrer

Magdalene sich ab und zu vorführt, einige Gedichte Hebbels, „der Haideknabe", werden anthologisch fortleben) etablirt sich als Selbst-Anatom wie ein Riese der Cuvierzeit. Sein Secirtisch ist sein ganzes Leben. Was nur Richard III. „seinen Schatten erörtern" nennt, hat Hebbel mit solcher Virtuosität zur Fertigkeit gebracht, daß die Commis und einige dem Commisgeist der Unterordnung verwandte weibische Professoren dem Orakelsprecher geglaubt haben. Hebbel mußte in Einem fort sprechen. Er setzte sich bei mir zu Tische und begleitete jedes Gericht, jeden kleinen Nebenumstand eines einfachen Mittagmahls mit Besprechungen unendlicher Breite. Diese Sprechsucht muß daher kommen, daß derjenige, der wenig positives Wissen hat, in Einem fort nach Principien, nach „tausenderlei Collaboratorgedanken" wühlt. Geistreiche Unterhaltung wollen selbst Männer der Wissenschaft bei Hebbel gefunden haben. Ist aber der Satz wie: „Der Mittelpunkt der Hitze ist der Frost" ein geistreicher? Ich nenne ihn einfach Unsinn. Solche und ähnliche Sätze warf Hebbel hin wie Wallnüsse für Affen. Traf er damit zuweilen das Leben, die Welt, die Ethik, so konnte man darüber nachdenken, meist aber nur lächeln. Gefahrvoll wurde diese Art mit literarischen Conspirationen verbunden. Ging das Orakeln über die Kunst, über die Geheimnisse des Poetischen und das Uebertragen fictiv erfundener Maßstäbe auf

sich und Andere über, so waren viele Menschen verloren. Die Commis nahmen den Schwulst für Weisheit und verbreiteten ihn. Hebbel sagte in dieser Weise gelegentlich von sich: „er knüpfe seine Gestalten immer an Gott an und überspringe die Individuen.“ Ja was heißt das? Meine Wenigkeit würde ihm über solche Phrasen in's Gesicht gelacht haben. Und hundert Producirende hätten es gethan. Jeder, der seine fünf Sinne hat, selbst der Possendichter l'Arronge, verrichtet diese Arbeit bei einem dramatischen Plan. Er haftet nicht an seinen Personen, sondern er erstrebt einen Totaleindruck, ein Gesammtgefühl, ein Wohlthuendes, ein göttliches Behagen, wie man's ja nennen kann, das der Hörer mit nach Hause nimmt.

Das S. 548 erwähnte Verhalten meines Urtheils zu einem mir mitgetheilten Exemplar der „Judith“ („ich hätte gar nicht geantwortet“) ist durchaus falsch, da Hebbel in Folge der genugsam angedeuteten Idiosynkrasie gegen mein Dasein in der Welt, gegen mein Unvermögen, „ästhetischen Schwulst“, Abstraction von vergangenen Literaturperioden oder sogenannter „ursprünglicher“ Poesie zum Maßstab des Modernen zu machen („Judith“ ist das Product der raffinirtesten Pointensucht und hat nicht einen Hauch von Eurer gepriesenen, der Reclame angehörenden „Ursprünglichkeit!“) sorgfältigst vor mir die als Manuscript

gedruckte Tragödie verbarg. Die Sprache der unbefangenen Erfahrung und Natürlichkeit zu hören, verdroß ihn. Ihm nichts Wohlgefälliges in Weihrauchwolken gespendet zu haben, hieß sich gegen ihn „verschwören".

Es wird eine Zeit kommen, wo die Kunstrichter über den „ästhetischen Schwulst" unsrer Rezensionen, unsrer bestellten, von Verlegern, Autoren angeordneten, von diesen oft über sich selbst geschriebenen Reklamen lachen werden; lachen über den Begriff des Poeten, wenn dieser lediglich an schon Dagewesenes, in der Theorie Umschriebenes, vollends an den häufigen Umgang mit Nixen, Elfen, Märchen und ähnliche Gesellschaft Gebundenes geknüpft wird. Man wird den Beweis führen, daß Leute, die Bände voll Verse geschrieben, gar keine Dichter gewesen, weil sie nur reproducirten; andere, die sogar nur in Prosa schrieben, in den Erfindungen ihrer Phantasie Cervantes glichen, von dem man schwülstige Verse und eine sehr natürliche lustige Prosa hat. Die Anthologiefabrikanten mit ihren 100—150 „Dichtern" werden zur Weihnachtszeit wieder von Vertretern andrer Moderichtungen, die der Buchbinder in Entreprise nimmt, verdrängt werden. Man wird doch hoffentlich einst wirkliches Schaffen und Gestaltenkönnen und sei's auf Unkosten dieser oder jener Theorie nicht länger mit einem wohlfeilen Handhaben „poetischer" Selbstverständlichkeiten

verwechseln. Im Magazin dieser „Dichter" kann man alles haben, wie bei ihrem Matador Heinrich Heine; die Sterne, den Mond, die Diamanten, die Perlen, die Leichensteine, das Herz in jeder Gewandung, zum Waschen, zum Färben, wie einen Handschuh. Bei Heine war die Thräne auf dem Lager wie der Mondschein, die wogende See, wie die weißbauchige Möve — ein anderes Cabinet und man sah wie die Weintrauben an Fäden aufgereiht die deutsche, die jüdische Sage, den Tannhäuser, die Melusine, den Jehuda ben Halevy, alles was nur aus Büchern herausgeklaubt und in allerlei Formen satyrisch oder sentimental wiedergegeben werden kann, während seine „Reisebilder" — platt sind, seine „Dramen" talentlos. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!" rufen mir Tausende entgegen. Aber ich höre lediglich Silchers schöne Melodie. So bei allen Liedern Heines. Zahlloses Dichtervolk hat er in seiner Art großgezogen. Das rennt mit unaufführbaren Dramen, mit auf eigene Kosten gedruckten, schön eingebundenen Gedichten und, von den avancirten Kaufmannsdienern à la Stern auch zur Besprechung gelangten Gedichten auf und ab. Alle verschleiern in ihrem Kreise trotzig und absprechend jene Unbildung, die in Deutschland so gräuliche Fortschritte macht (namentlich auf weiblichem und häuslichem Gebiet!). Höhere Gesetze wollen die selbstgefälligen Vorträge der Wanderungssprecher auf Diäten aufstellen. Derjenige, der selbst nichts hat hervor-

bringen können, schraubt da für Andere die Maßstäbe in unerreichbare Höhe. Von den Koryphäen werden die Fehler verschwiegen und nur die Tugenden für 25 Thaler den ganzen Abend übertrieben. Einige Professoren, die von Kathedern lehren, haben mit mittelmäßigen, unbedeutenden Gedichten ihre Carrière angefangen und sind dann zum Heroencultus der extremsten Sorte übergegangen, nur weil ihre Unreife und ihr belletristischer erster Beginn dem hohen Ministerium für die Beförderung allzuverdächtig erschien. Wenn man die Abhandlungen solcher vor ihrer Controle zitternden Professoren über Homer oder Goethe, Calderon oder Shakespeare liest, so glaubt man in Petiscus' Mythologie zu lesen. Man steckt bis über die Ohren im „ästhetischen Schwulst". Selbst liebenswürdige Erscheinungen unserer Literatur wie der schwäbische Polterer Vischer, V. Vischer genannt — wenn Jemand auch nur in der Allgemeinen Zeitung seine Diatribe gegen die Behandlung der italienischen Esel gelesen hat, muß die Redaktion bewundern, die dafür keinen Blaustift hatte! Vischer's vor einigen Jahren in der Allgemeinen Zeitung erschienene Kritik über ein paar Novellen von Keller, die gewiß eines ruhigen und maßvoll gehaltenen Lobes in hohem Grade würdig waren, gaben dem „ästhetischen Schwulst" einen Ausdruck, dessen Scurrilität bis an die gradezu ausgesprochene Phrase gieng: „Ihr Leut! Ich kau's

Euch ja vor! Genießt's doch nun auch just so wie ich's genossen hab'". „Wer da nicht den Ton hört, den ich vernehme —" Und so fort — im Schwulst!

Die Modephrase bei den ästhetischen ehemaligen Handlungsdienern knüpft im Dramatischen vornehmlich an Heinrich von Kleist an. Gewiß war das ein talentvoller und zudem beklagenswerth unglücklicher Mann. Man weiß nichts so Geringes von ihm, wie das oben Erzählte von Hebbel. Er war arm, bettelte aber nur in Betracht der verdrießlichen Zeitumstände und in Rücksicht auf seine gerechtfertigten militärischen Ansprüche. Ich fühle die volle Kraft, die von diesem Namen ausgehen kann, und werde der Letzte sein, an ihm etwas verkennen zu wollen. Aber ein Muster kann Kleist's trockne Wiedergabe der einmal ergriffenen Stoffe nicht sein. Goethe hat über ihn richtig empfunden. Kleist leidet am gänzlichen Mangel der Erweckung von Mitempfindung. Es fehlt bei ihm überall das mächtig schlagende Herz. Die „Hermannsschlacht" schuf der patriotische Zorn. Aber es giebt andere Anknüpfungen der poetischen Combinationen an den Webstuhl der Zeit, als solche ausdrückliche. Aeschylos, Sophokles, Shakespeare hatten sie. Was diese auch geschrieben, es verrieth immer, daß sie ihre Zeitgenossen an jenem Webstuhl sitzen sahen, wo man sowol den Uebermuth der Einen zu strafen hat wie die Sorglosigkeit der Andern zu warnen. Sie hatten alle „Tendenz."

Nun höre und sehe aber Einer, wie Professoren und Handlungsdiener förmlich zurückhusen, förmlich Nervenzucken bekommen, sowie Einer das Wort „Tendenz“ ausspricht. Und die „Perser“ des Aeschylus sind durch und durch „Tendenz“! Selbst unreife Feuilletonisten, die auf die Frage: Wo haben Sie studirt? regelmäßig antworten müssen: Ich habe mich selbst ausgebildet! haben diese „Tendenz“ schon verlästern gelernt. Sie behandeln den, der einen Zusammenhang mit den „Phrasen der Zeit“ verräth, mit den nichtsnutzigsten Charakteristiken, werfen mit „Lichtfreundlichkeit“, „Freigemeindlichkeit“ und ähnlichen Schlagworten zur Schande der Nation um sich. Glaubt Ihr denn, daß ich mein „lichtfreundliches Tendenzdrama“ Uriel Acosta nicht in einem eben solchen Begeisterungsrausche geschrieben habe, wie ihn Hebbel niemals für seine ausgeklügelten, aus den Fingern gesogenen psychologischen Probleme gehabt haben kann? Seinen Tagebuch-Notizen zufolge haben bei seinem Schaffen (selbst bei „Rubin,“ selbst bei'm „Trauerspiel in Sizilien“, „Michel Angelo“?) Himmel und Erde gerungen! Was man nicht alles aufs Papier malen kann! Was sich Koketterie mit sich selbst nicht alles erlaubt! Die Gesetze des dramatischen Schaffens liegen anderswo als in den großen Beispielen. Eine epigrammatische dramatisirte Pointe nach der andern kann der Bühne nichts nützen. Es waren Seifenblasen, die Hebbel

gab und die naturgemäß zerplatzen mußten. Wer fühlt dem „Ring des Gyges“, dem Gelüst, seines Weibes nackte Schönheit einem Andern anzuschauen zu geben, wer fühlt den Voraussetzungen der persönlichsten Eitelkeit im „Michel Angelo“ („Vergrabt meine Stücke und findet ihr sie dann, so wird man sie für Shakespeare's halten!“), vollends wer fühlt den Widerwärtigkeiten in „Maria und Magdalena“ nach? Die Dramatisirung der „Nibelungen“ ist endlich kein besonderes Verdienst. Nirgends hat sich die Hebbel'sche gehalten. Der Stoff war gegeben, dutzendfach ist er behandelt. Geibels „Brunhild“ hat die Hebbel'sche Bearbeitung verdrängt. Man muß Dingelstedt nachrühmen, daß er zu verehren und anzuerkennen versteht. Er besitzt Pietät. So erinnert er denn auch zuweilen in seinem Repertoir an den Mann einer an der Tantième interessirten Wittib. Wie gerne würde auch ich einen Immortellenkranz auf Hebbels Grab gehängt haben, nur Gutes, wie in meinen „Rückblicken auf mein Leben“ geschehen, von ihm gesprochen haben, wenn nicht diese wahren Mörder am eigenen Volke, mit dem Dolch im Gürtel, mir in's Gesicht Lügen geschleudert hätten, als hätte mich ein Ober-Appellations-Gericht verurtheilt, sie ruhig anzuhören. Emil Kuh war der tückische Mensch, den die Erben und Hinterlassenen mit dem Denkmal beauftragten. Aber von Freund und Feind verleugnet galt er doch schon lange für unzuver-

lässig und untreu. Und dennoch dieser Auftrag! Man beklagte von je den Mißbrauch der Gaben und der Kenntnisse, die sich Kuh mit der Zeit erworben hatte. Sein Buch ist in einer wahrhaft mephistophelischen Laune geschrieben. Unkünstlerisch, das that ihm nichts. Er wußte, daß er böse war, und verletzte absichtlich und muthwillig. Die Allgemeine Zeitung mußte diesen Namen, der sich mit Grillparzer und Mörike bei ihr einschmeichelte, längst weghaben —!

Zur praktischen Bühne zu gelangen, gab es für Hebbel nirgends Hindernisse. Welche hätten wol Hebbeln die „Jungdeutschen" bereiten können? Ueber diese und ihr „Glück" wird ewig in nichtswürdiger Weise gejammert und feige gespottet! Wo war denn wol mein „Glück"? Wo war es anders, als da, wo ich es mir mühsam erobern mußte! Der eine Erfolg von heute sprach nicht für den Erfolg von morgen. Die jetzigen jungen Dramatiker, Paul Lindau, selbst Adolf Wilbrandt, Wichert u. A. kennen all das Elend unsres Bühnenwesens, die scheußliche Impietät nicht, mit welcher wir zu kämpfen hatten. Wer hätte damals nicht die Sprödigkeit der Intendanten, die Eitelkeit der darstellenden Künstler, die als Regisseure über Annahme oder Ablehnung eines Stückes zu entscheiden hatten, erprobt? Verlaß auf die Schauspieler! Wenn Einer Emil Devrient verehrte, wühlte Dessoir gegen ihn, und sprach man sich für Döring aus, war Seydel-

mann empfindlich. Sind mir nicht auch in Wien fast alle meine Stücke aus „Censurrücksichten“ abgelehnt worden? Und wer beweist Euch, daß die Stücke, über welche der „ästhetische Schwulst“ die Achseln zuckt (ich will beispielsweise „Zopf und Schwert“ und „Urbild des Tartüffe“ nennen), nicht auch aus voller Wärme des Gemüths, des nach großen Mustern bewußten Schaffens, ebenfalls wie aus dem Haupte Jupiters frank und frei entsprungen sind? Wer hat Euch Schänder von Nationaleigenthümern des Gegentheils so gewiß gemacht? Der ditmarsische Bauer, der in Wien aufs Pferd gekommen? Der eingebildete zweite Shakespeare Otto Ludwig, der neunmal eine „Agnes Bernauer“ umschrieb und in seiner traurigen Tiftelei und Armuth auch nicht eine fertig bringen konnte, während er doch Kraft besaß, Tagebuchnotizen in Masse niederzuschreiben, Schiller schlecht zu machen, in Shakespeare Dinge zu sehen, die nur Narren sehen?

Die Aufzeichnungen über Kopenhagen, über Hebbels Reisen nach Paris, Italien sind ohne Zweifel von Hebbel noch selbst geschrieben. Dabei herrscht durchweg und entschuldigt diese meine Schrift die Parole: „Hebbel oder Gutzkow!“ Man sollte es kaum glauben! Mein Schatten verfolgt den Mann so, daß er sich sogar, wie ich schon bemerkte, auf Gewissensbissen gegen mich ertappt! (Bd. II. 44.) Die Zeit der Abfassung von Maria Magdalena war gekommen. Sie hängt

mit biographischen Erlebnissen zusammen, die uns belehren sollen, daß es einem anständigen Menschen möglich ist, eine schon Entehrte zu heirathen — damals war es jene Elise Lensing. Die von einem Berliner Kunstrichter, Namens Voigt, vor Jahren in der Vossischen Zeitung angeregte interessante Frage, daß der „Maria Magdalena" ein altes aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Stück „die Kindsmörderin" zum Grunde liege und daß sogar das bekannte Wort des Tischlermeisters Anton: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!" wörtlich von dorther entnommen sei, ist nicht beachtet, nicht erwähnt worden. Dagegen wird mit umständlicher Breite erzählt, wie Paris, Frankreich, Italien auf den Liebling der Musen, diese selbstquälerische Natur gewirkt haben. Ich frage beide Verstorbene, Hebbel und Kuh: Ist das edel, all die Gemeinheiten aufzuschreiben und sie drucken zu lassen, die z. B. Heine gegen seine Gegner bei seinem Besuch hervorsprudelte? Heine soll über mich Folgendes und Folgendes gesagt haben! Und wenn der Elendeste aller Charaktere das und das gesagt hätte, ist es denn darum wahr? Heine und Börne waren in Streit gerathen. Ich hatte mich für letztern bekannt und eine Biographie desselben geschrieben, zu welcher mir eine langjährige Pflegerin Börne's, eine edle Frau, Frau Wohl-Strauß, die Materialien geliefert hatte. Heine hatte diese Frau, die in Paris lebte, beschimpft,

gemein verläſtert. Ihr Mann forderte ihn. Ich beſuchte Paris. Sollte ich dieſe Frau zum Dank für ihre Mittheilungen ſo kränken, daß ich die Botſchaft, die ich von Heine empfing, „er wolle ſich mit mir ausſöhnen, wenn ich zu ihm käme und mir ein Diner mit der geſammten pariſer Schriftſtellerwelt geben", annahm? Ich drückte mein Bedauern aus. Nun freilich folgten dieſe Erbärmlichkeiten, die Hebbel mit Wohlgefallen bucht, Emil Kuh nicht als unwürdig geſtrichen hat. Auch Strodtmann hielt dergleichen für würdig, in ſeine Heine-Ausgabe aufzunehmen. Ich werde auf Strodtmanns Heine-Colportage zurückkommen.

Das Leben Hebbel's bis zur Rückkehr nach Deutſchland über Wien iſt die Geſchichte einer Natur, die ſich nicht genug wundern konnte, daß nicht überall bei ſeiner Ankunft die Glocken läuteten und die Poſtboten geflogen kamen, um verſiegelte Briefe mit Geldanweiſungen zu bringen. Wo ſollten die letzteren herkommen! Wer ernten will, muß ſäen! Waiblinger, Platen haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, dem Morgenblatt, der Wittheuer'ſchen Zeitſchrift Berichte einzuſenden. Hebbel aber witterte immer den „Literaten"! Er gloſſirte drei Jahre lang ſeinen Schatten und grübelte Bildern und Stimmungen nach. Das nenne ich durch und durch Reflexionspoeſie treiben. Da war kein Leben im Strom der Welt, ſondern nur die Stube und das Dintenfaß der begeiſternde Quell!

Bornirtheit ist es, die in solcher Grübelei etwas Urwüchsiges, Unmittelbares gefunden haben will. Das Unmittelbare war allenfalls die Neigung zum Epigramm. Diese trieb ihn und das gab ihm hie und da einige Poesie. Kuh hat das Abgequälte, Erkünstelte, Gesuchte hervorgehoben, wie er denn auch zuletzt (charakteristisch für den Mann und sein Werk) ganz aus der Rolle und von seinem Helden abfällt! Vorläufig kommt dieser nach Rom. Wie sollten die deutschen Maler wissen, was der Bauer mit den langen weißen Haaren zu sein prätendirte! Die Maler werden frischweg für „ungebildet" erklärt. Nur sein holsteiner Landsmann Gurlitt findet Gnade. Warum? Weil er diesen, um deutsch zu reden, sogleich mehrmals anpumpt und das bedeutend, gleich um mehrere hundert Scudi. Die Mutter seiner beiden unehelichen hamburger Kinder schickt was die Arme kann, auch der Buchhändler Campe, es reicht aber für den Verfasser von einigen Distichen auf Statuen und Villen (Distichen, die sich besser in Prosa lesen würden), nicht aus. In Prosa „Bilder aus Italien" zu schreiben — wie so viele geistvolle Autoren gethan — das konnte nur ein „Literat" thun! Auch Neapel mußte gesehen werden, mit seinem von Gurlitt erbettelten Rock! Er hatte den Stolz nicht, der die großen Geister, welche meist alle darben mußten, nebenbei auszeichnete. Sie verbargen ihre Blöße. Hebbel

sagte wie eines Componisten Maxime der Schröder-Devrient gegenüber gelautet haben soll: Es muß Euch eine Ehre sein, mir zu borgen und nichts wiederzubekommen! Wohl! So muß der Genius in Deutschland auftreten! Dann kann er selbst ohne Protection, selbst ohne Fürsten, bei den Primanern und Commis, die in den deutschen „Dichterwald" laufen und Feuilletons schreiben, als Glanzstern ersten Ranges herauskommen!

In Neapel gerieth Hebbel bei einer Begegnung mit Adolf Stahr doch an eine harte Mauer. Heinrich Hettner war eine Theatercoulisse. Der schwankte. Da ist mir Stahr's Trotz und die mannhafte Treue, die der alte oldenburger Professor einigen Namen hielt, die Hebbel herabsetzen wollte, Zeugniß, daß der ehrliche Pommer nicht doppelzüngig war. Hebbel war auf dem Sopha gelagert, grübelte über sein Ich, seinen Schatten, den er warf, über ein Paradoxon, über die Mittel zu Geld zu kommen. Er hätte am liebsten die mediceische Venus und was nicht alles als mit Unrecht gerühmt in Frage gestellt. Gelesen wurde von ihm Manches. Natürlich, um es schlecht zu finden. Geld! Geld! war der ewige Ausruf, den der jetzt sogar von Kopenhagen Verlassene ausstieß. Der König von Dänemark wollte die Pension nicht mehr verlängern. Er mußte von Elise Lensing gehört haben.

Außer Hettner gehörte auch der später berühmt gewordene Geschichtsschreiber Mommsen zu den Zufälligen unter Hebbels italienischen Begegnungen. Kuh glaubte wunder, welche biographische Ausbeute er über Hebbel vom Historiographen des alten Rom erlangen würde, um so mehr, als Mommsen ein Holsteiner ist. Doch schildert der Biograph die ablehnende Art, die ihm in Berlin zu Theil wurde, ausführlich. Die Worte, die der aufgeblasene Autodidact als „Professorendünkel" zu deuten wagt, sind im Gegentheil höchst weise gesprochen. Sinnlich zu sein und animalisch sich zu fühlen, ist an sich keine Schande! hatte Mommsen gesagt und ich setze hinzu: Ich nenne denjenigen einen Schafskopf, der sich, wie dergleichen Ruhmredigkeit vorkommt, seiner Unsinnlichkeit besonders rühmt. Die Frage ist nur die: Was läßest du über dich Herr werden? Was ist bei dir die Regel? Was die Ausnahme? Mommsen sagte richtig: Das animalisch in uns Wohnende muß man verklären können und zum Guten und Schönen verwenden. Hebbel blieb aber beim Instinctiven, beim Gelüsten, Anormalen stehen. Ihm gefiel die Reflexion über die Gleichgültigkeit von Gut und Böse, Sitte und Unsitte. Sollte er dies Gelüst von seinem Schreibersitz am Amtsgericht zu Wesselburen mitgebracht haben? Es begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

Ich habe gesagt, ich wollte darlegen, wie diese

Schwulst-Aesthetik entstanden ist. Man wird nach ihr in Deutschland als „Dichter" nur anerkannt, wenn man Finessen absonderlichster Art offenbart, dorfgeschichtlich oder sonst „stimmungsreich" oder für ungebildete Mütter käuflich zur Weihnachtszeit Kindisches schreibt. Hebbel kann für das Bleibende in der Literatur nicht eintreten. Ich sage Herrn Adolf Stern in's Gesicht: Die mit rasendem Haß und mit offenbarem Neid von Hebbel verfolgten Schriftsteller, wie Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Benedix u. A. sind alle naturwüchsigere, frischere Talente gewesen, als Hebbel mit seinen Velleitäten und Anläufen! In Frankreich, England fände darüber gar keine Discussion statt. In Deutschland ist die Verliebtheit in die Form ohne alles Urtheil. Und unsre Professoren der Aesthetik und Literaturgeschichte an den kleinen Universitäten — wie beklage ich sie! Sie haben neuere und neueste Dramen — das Gott erbarm' — nur von den Truppen spielen sehen, die sich in Marburg, Gießen, Jena, Heidelberg produziren! Sie nennen sich Geheimeräthe, tragen die Brust voll Orden und sind in allem Uebrigen Kleinstädter durch und durch.

Nachdem Hebbel endlich in Wien durch eine ganz à la Maria Magdalena geschlossene Ehe Schlafrock, Pantoffeln, Frühstück, Mittag- und Abendbrot behaglich genießen konnte, kam der „Theaterklatsch" ihm näher und näher und der „Literat" regte sich nun doch in Artikeln, wodurch dem Wiener Geschmack die Directive

gegeben werden sollte. Sigmund Engländer hieß der erste erkorene Prosel des neuen Evangeliums. Correspondirerei, Bearbeiten verwandter Naturen in Leipzig, Berlin (in Berlin war J. L. Klein eine verwandte Holofernesnatur) wird in Scene gesetzt, Campe in Hamburg macht den Versuch, Hebbel und Heine zum Mittelpunkt der Literatur zu machen, er läßt von Adolf Strodtmann, ebenfalls einem ehemaligen Handlungsbeflissenen und Verfasser mäßig gewürdigter Gedichte, einen noch heute an der ästhetischen Geschmacksschmiede Deutschlands betheiligten Hauptwortführer des „ästhetischen Schwulstes", einen „Orion" herausgeben. Nach dem Erscheinen einiger Hefte erlosch dies strahlende Gestirn. Mehrere andere Institute, deren Stiftung im Interesse des Hebbelianismus von den Memoiren und der Biographie treu erzählt wird, theilen dies Schicksal baldigen Verschwindens.

Wie Mephisto-Kuh die hinterlassene Witwe seines Helden hat bewegen können, ihm den Abdruck von Briefen an ihn zu gestatten, worin sie sich selbst als eine ebensolche Büßerin wie Elise Lensing, als eine mit Kindern behaftete Jungfrau bekennt, ist gradezu unerhört. Deutschland ist durch dies wiener Buch vor allen Nationen bloßgestellt. Es fehlte nur noch die Vervollständigung des Bildes: Ein deutscher Dichter heirathet sich in einen moralischen Sumpf, wo ihm der Vater der Kinder, bei denen er den Brunnen zu-

zudecken hatte, auf der Stiege seines Hauses begegnen und zu ihm: „Bon soir, Monsieur Pantalon!“ sagen konnte! Und ein solches Buch ist in fünf Artikeln der Allgemeinen Zeitung von einem ehemaligen Handlungsdiener in alle Himmel erhoben worden!

Hebbel hielt die „Jungdeutschen“ für seine intriguantesten Feinde. Diese hatten aber selbst soviel mit den Hindernissen, die auch ihnen entgegentraten, zu thun, daß ihnen nicht einfiel, Werke, die sich selbst unmöglich machten, auch noch bei Andern in der öffentlichen Meinung zu entwerthen. Wie inconsequent dabei der ewige Wühler über sich selbst und Andere war, zeigt der Umstand, daß er bald, was Emil Kuh bemerken zu müssen glaubt, in sein Tagebuch schreibt. „Ich hasse keinen Menschen so, wie Karl Gutzkow“ und einige Jahre nach dem wahrscheinlichen Wuthanfall über den Erfolg meiner Stücke sich ganz gemüthlich zum Besuch bei mir in Dresden einstellt, mit meinen Kindern sich abgiebt, eine Einladung zu Tisch annimmt und dann wieder im Tagebuch referirt, daß ich ihm beim Abschied gesagt hätte (wahrlich doch als Zeichen des Friedens!): „Unser Vater im Himmel hat viele Wohnungen!“ Ließ ich ihm denn nicht seine Weise? Nur in der Art seiner Reclame, in den prahlerischen Velleitäten, die von jener Schwulst-Aesthetik analysirt und in's Wunderbarste emporgegipfelt wurden, mit Verachtung und Geringschätzung

andrer Leistungen, sah ich ein Unglück für unsere Literatur. Die kleine Gemeinde beherrschte Wien. Sie erschwerte alle Produktion. Niemand wagte noch dem ewigen Hohn, der frechen Anmaßung zu trotzen. Die Neigung des Wieners für alles, was sich groß, titanenhaft, colossal und sensationell giebt, ist ja bekannt. Die Fluth der Handlungscommis und „sich selbst ausgebildet habenden Primaner" strömte mit ihren Phrasen in allen neuerstandenen Zeitungen über.

„Dichten" heißt nicht das Widersinnige, durch Natur und Geschichte Getrennte mit Gewalt zusammenleimen, die Bindekraft aus einer spitzfindigen, dem Stoff nur angekränkelten Dialektik entnehmen und sozusagen zierliche Tafelaufsätze für Naturwüchsigkeiten ausgeben, sondern eine der Phantasie aufgegangene Anschauung mit dem Colorit der Empfindung und Ergriffenheit des Gemüths glaubhaft durchführen. In diesem Sinne war Friedrich Hebbel nie ein Dichter. Er bildete sich's nur ein. Er war ein Dialektiker. Ein poetisch angemutheter Grübler, ein Sophist, der sich zuweilen des Verses bediente, den er ohne Wohllaut, ohne Sprachgewandtheit, ohne himmelstürmende, hinreißende Gotttrunkenheit der Sprache, wie Sophokles und Aeschylos handhabte. Ein einzigesmal, in „Maria Magdelena" kam epigrammatisch ein Ganzes und Abgerundetes zu Stande, freilich mit dem unerquicklichsten Total-Eindruck. Wer uns dies fortwährende Epi-

grammatisiren, diese dialektische Pointensucherei (mit einigen wenigen rein dem Gemüth entquollenen Ausnahmen, die ich seiner Lyrik in einer Kritik vor Jahren von Herzen zugestanden habe — denn der Schmerz des Lebens bricht denn doch zuweilen auch bei solchen Naturen durch!) als Muster aufstellen will und das mit einer so grünen Emphase, wie es der Militärprofessor Adolf Stern in der Allgemeinen Zeitung gethan hat, der bekennt sich als einen vollständig unreif Gebliebenen für die großen Fragen des Schaffens überhaupt, unreif für die Befähigung, die Harmonie ästhetischer Tonbilder zu fassen, fähig, nur am Kleinen zu knaupeln, an Gedichtchen, Balladchen und ähnlichem Zeug für „Anthologieen". Alles ist da Willkür, Zufall, Verblendung, Kameraderie, Unausgegohrenheit, Phrase. Daß in Wien sogar Kathedermänner, Professor Brücke z. B. auf den Hebbel'schen Leim gegangen sind und Stachelgewächse für Rosen hielten, liegt in der unverbesserlichen Sucht der Deutschen neuerer Generation, im Poetischen nicht aus der Romantik, aus der Arabeske herauskommen zu können. Diese Herren thun in ihren Vorträgen das Zeitalter der Romantik ab; sollen sie aber praktisch von dem sprechen, was ihnen gefällt, so bleiben sie mit ihrem Geschmack bis über die Ohren in der Romantik und im Durchblättern der Schwind'schen Arabesken stecken. Das Unpoetische wird da sogleich in einer Zeitbeziehung gewittert, als

wenn die Centrumsfraktion über Aesthetik entscheiden wollte. Bei den 150 Lyrikern in Adolf Sterns Anthologie ist derjenige sogleich verloren, bei dem keine Neigung zum lyrischen Gedicht obwaltete (wie dies Heinrich Heine ausdrückte: „Was ist ein Baum, der keine Blüthen treibt?“ Als wenn jede Vergleichung, jedes Bild ein maßgebendes Urtheil enthalten könnte für die Sache selbst, die doch nur approximativ mit ihm verglichen wird!). Haben wir denn nicht wahre Dichter ohne Vers? Die Pflege des Verses, wenn derselbe etwas bedeuten soll, erfordert ein Leben. Geibel wird es bezeugen können. Es müssen Lebensumstände damit verbunden sein, die sich nicht Jeder geben kann. Blättere ich in den Anthologieen, so finde ich Beamte, Söhne reicher Eltern, von Fürsten Pensionirte oder Angestellte, auch einige Lumpen, deren Genialität besonders da erwiesen scheint, wo sie Schulden hatten bis zum Auspfänden. Die Pflege des Lyrikers collidirt mit dem, was Ihr, die Nase hochtragend „Literat“ nennt! Hebbel hatte sich das Nicht-Literat-Sein-Wollen durch die lebenslängliche Verletzung seiner Mannesehre erkauft.

Die beiden colossalen Bände sind ohne jede Redaktion geblieben. Das Entgegengesetzteste in den Stimmungen des Kuh'schen Helden muß sich vertragen. Das stets sich aufdrängende „Aber“, der Zwiespalt, der z. B. bei Hebbels Bekanntschaft mit Heine eintrat, kommt, wenn man gar nicht darauf vorbereitet ist. Warum denn

Zwiespalt? fragt man. Jede Seite des Buches verräth den unkünstlerischen, nur Schwatzen und Lästern liebenden Sinn. Natürlich ist dem Ganzen ein Wust alter Recensionen, alter Correspondenzen, alter Feuilletonartikel aus längst untergegangenen Zeitschriften in der lästigsten Breite einverleibt.

Emil Kuh scheint mit dieser Biographie sein Testament haben machen zu wollen und verbrannte daher alle seine Schiffe zur Rückkehr in's Wiener Leben. Die Kritik Bd. II. S. 512 u. ff. über Laube ist treffend. Aber warum sollen Fehler, die Laube hat, nicht individuelle sein? Warum sind sie gleich Racenfehler und sollen auch Andre kennzeichnen? Verwahren sich doch die Juden (Kuh war Israelit) gegen die Solidarität der Beurtheilung des Einen aus dem Andern! Wenn Laube die und die Fehler hat, warum sie gleich allgemein „jungdeutsche" nennen und sie auch auf mich beziehen wollen? Die geschilderte diktatorische, innerlich unreife, bei Alledem herrschsüchtige Natur ist meiner Person fremd. Ich habe nicht einen einzigen Charakterzug mit Laube gemein, schreibe einen andern Styl, habe eine ganz andre Produktionstendenz. Da hindert aber nichts. Ewig nennt der Unsinn unsrer Compilatoren mich mit ihm zusammen! Fraubasenhaft scheint mir gradezu die Bemerkung Bd. II. S. 578 „Die freundschaftliche Beziehung Gutzkows zu L. A. Frankl schien auch nicht beizutragen

zur Verbindung Frankl's und Hebbels". Das ist reiner Klatsch! Dergleichen soll passirt sein, als ich in Wien Hebbeln grade besuchte und einem Abend beiwohnte, zu dem Gäste in großer Zahl geladen waren (leider war ich durch Erkältung heiser). S. 562 heißt es nach solchen Verdrehungen ganz entgegengesetzter Thatbestände von Mörike im Styl des „ästhetischen Schwulstes", wie dieser in den Rezensionen z. B. über Auerbach [„thaufrisch"], Storm [„stimmungsvoll"] u. s. w. zuweilen pyramidal anwächst: „Sein unvergleichlicher Liedergeist belebt gleichsam die Adern des Naturlebens mit der goldenen Märchenzunge und bei diesem stäten Tauchen in die Tiefe und diesem kecken Belauschen der plauderhaften Schlafstunden des Gemüths verliert seine Sinnlichkeit auch nicht einziges Rosenblatt und wird die Deutlichkeit seines Bildes niemals getrübt." So wollen gewisse Autoren gewürdigt sein! Da frißt gradezu ein Bild das andere auf! Auf solchen Styl wird man in Wien und Dresden Professor! Es folgen Ausfälle auf Geibel, Roquette und so geht es fort in einer Manier, die unsere Autodidakten, die literarischen Merkurssöhne, eingeführt und studirte Professoren der Aesthetik weiter ausgebildet, die 25-Thaler-Vortragenden für Damen gemeinnützig gemacht haben. Immer muß Einer, den man bewundert, den Andern, den man verwirft, todtschlagen. Die Herzen der

Deutschen scheinen zu eng zu sein, um mehre Namen auf einmal fassen zu können.

Es fehlt der zweiten Hälfte des Buches eine wichtige Deutung im Wesen des Helden. Hebbel war durch seine Verheirathung in die Theatersphäre gerathen. Nun hatte er diese täglich, stündlich um sich und in sein eignes Leben hineinragend, lernte auch in der Diction von Ludwig Löwe's Ingomar und andern Rollen. Diese Welt muß man kennen gelernt haben, um an Hebbel Eines richtig zu würdigen. Das ist die hochgradige, immer gereizte, immer auf dem qui vive stehende, am Echo der gesprochenen Worte ihr Ohr weidende, gespreizte Art, sich zu geben. Diese steckte ihn vom Theater an. Man muß die Sucht der Pose, des Auftretens mit grellem Abhub von der Wand, des Sichselbst- in Scene-Setzens und Objectivselbstbetrachtens kennen, um auch hier die Komödianterei zu verstehen. Von jener Theaterluft kommt diese lautbetriebene und immer nach Hörern verlangende Docirsucht. „Ich denke, wenn ich mit Andern bin, ich vegetire, wenn ich allein bin!" Schön gesagt. Spinoza hätte es nicht gesagt. Spinoza und Sophokles arbeiteten lieber in der Einsamkeit. Alles, was der Biograph als die rastlos hämmernde Werkstatt eines strebsamen Künstlers, ja als einen förmlichen Vesuv der Genialität darstellt, der stets Zeichen von sich giebt, daß er nächstens zum Ausbruch kommen würde, stammt

von dieser schon in Hamburg begonnenen Holofernesprahlerei unter Frauenzimmern, Handlungscommis und später unter den wiener Schauspielern her. Die Excentricität des Bühnenlebens wurde bei ihm Hausregel. Da ist man ewig alarmirt, ewig in der Attake oder Abwehr. Das Donnerwort und der Lispelton, der Zorn und das sich selbstrührende Gemüth, Freude an einem großartigen Eindruck der Kunst und wieder ein Gespiel mit dem Steckenpferdchen der Kinder — alles wird dem Schauspieler gegenständlich, alles steigert sich ihm selbst in seinem Werth, steigert seine Ansprüche an die Außenwelt, rührt ihn, drängt auch darnach, anerkannt zu werden. Hebbel war in der glücklichen Lage, so von sich selbst ein Wesens machen zu dürfen. Nur die Welt wollte das nicht so rauschend mitmachen, wie ihm Bedürfniß geworden war. Das war der Kummer eines sozusagen vergessenen Virtuosen. Ich kenne Dichter von einem gleichen Redebedürfniß, von einem gleichen Triebe des Auslebens ihrer Natur selbst auf dem Straßenpflaster und wenn auch nur mit einer an ihrem Arm hängenden Gattin; aber andre Lebensumstände machen sie stumm, lassen sie Einsiedler werden, Ebers'sche Anachoreten. Wer kann Entwickelung, wahre Ergründung des Homo sum verlangen von einem Autor, der Bd. II. S. 670 in der Lage ist, ein Kapitel zu beginnen, wo er endlich selbst mit seinem Helden des Größenwahns gebrochen hat und im Parterre des Burgtheaters neben ihm zu sitzen

vermag, ohne ihn auch nur zu grüßen — —! Das Unerhörte hat der Leser zu vermitteln! Vorher Anbetung und jetzt — Verachtung! Wie paßt das alles zusammen! Und der Dresdener Professor, die Allgemeine Zeitung rügen solche deutsche Buchmacherei (Wien, Braumüller's Hofbuchhandlung) nicht, sorgen nicht für die Wahrung anständiger kritischer Traditionen! Zu dem Buche selbst will eine solche rhapsodische, desultorische Autorschaft, die nur eine Frucht des Feuilletons, des sensationellen Anlaufs auf pikante Einzelheiten ist, von den Fehlern des „jungen Deutschland" sprechen! Es hat alle angeblichen Fehler des „jungen Deutschland". Der Autor ist nur Feuilletonist. Nebenbei ist er einer der frechsten Menschen, die je ein wenig bedeutendes Talent, das ihnen gegeben war, ausbeuteten. Einen ästhetischen Genuß manchmal mit Gourmandise auszukosten, das hatte er gelernt. Karl Frenzel gab ihm bei zufälliger Bekanntschaft einige Schulung. Ihn aber wegen seiner ausgedehnten Lektüre zum Professor zu machen, das konnte nur Wien zu Stande bringen. Leider müssen wir hinzufügen, das jüdische Wien — das gelobte Land Neu-Wien!

Ein Handlungsbeflissener, der noch vor dreißig Jahren bei Müggenburg und Barteldes in der Schloßgasse zu Dresden die Elle handhabte, ist jetzt Mitarbeiter an Lindau's Gegenwart. Emil Devrient übergab mir vor Jahren den ersten der zahlreichen ge-

scheiterten dramatischen Versuche desselben (Zukunftsdramen) mit der obigen mercantil berühmten Adresse. Richard Prölß ist seine Name. Auf einigen Seiten einer von ihm verfaßten „Geschichte des Dresdener Theaters" hat er sich mit der kurzen Zeit zu beschäftigen, wo der Verfasser dieser Zeilen als Dramaturg an jener Kunstanstalt gewirkt hat. Mit der ganzen Gedankenlosigkeit eines autodidaktischen Nachschreibers und mit der Gehässigkeit der fünf Artikel von Adolf Stern interpellirt mich der Mann in seinem aus Eduard Devrients Lügenchronik des 5. Bandes seiner Theatergeschichte abgeschriebenen Material mit den Worten: „Auch hätte ich (als Dresdner Dramaturg) nie etwas für Hebbel und Otto Ludwig gethan." Eine freche böswillige Anschuldigung! In Lindau's Gegenwart giebt dieser Mann Beiträge zur Charakteristik des Virtuosenthums. In meinen, bei Hofmann in Berlin vor zwei Jahren erschienenen „Rückblicken auf mein Leben" habe ich die Anschuldigung, die Eduard Devrient über unsere ganze theatralische Epoche erhoben, sie sei die des Virtuosenthums, als eine subjektive Grille, welcher jede objektive Grundlage fehlte (denn anmaßende Sänger, Sängerinnen und gastspielsüchtige Schauspieler hat es immer gegeben) zurückgewiesen. Prölß meint „bespöttelt!" Was wiederum unwahr ist. Ich habe einfach berichtigend und als Richter über eine theatralische Mittelmäßigkeit ge-

schrieben. Prölß's Buch über die „Geschichte des Königlichen Theaters in Dresden" ist von Anfang bis zu Ende unbedeutend. Man hat dem Manne auf Protektion oder sonst einen Grund die Archive geöffnet. Für diese Ehre beugt sich der ungebildete Autodidakt dem offiziellen Regiment bis tief zur Erde. In der „Gegenwart" stehen fernere Proben. Die Briefe des Intendanten von Lüttichau, die etwas mehr als Grobheit oder wenigstens hämische Heftigkeit enthielten, schrieben Hofrath Winkler (Theodor Hell) oder der Geheime Cabinetsrath Zenker, der Vertreter der Civilliste. Ein solches Buch muß mehr sein als nur ein ewiges Complimentiren und Danken mit Bücklingen tief zur Erde. Von dem audiatur et altera pars, dem ergänzenden wirklichen „Leben" seines Gegenstandes, ist da keine Spur vorhanden. Es ist die Arbeit eines Laien, eines Commis, eines Schülers von Adolf Stern. „Für Hebbel zu sorgen", um darauf zurückzukommen, war von 1840 — 1846 Tiecks und Eduard Devrients Pflicht! Hebbel trat ja sechs Jahre früher schon auf, ehe ich in Dresden angestellt wurde. Warum macht Herr Prölß nicht diesen Herren den für die Zeitperiode passenden Vorwurf? Ich muß es sein! Kuh's ästhetischer Golem mit dem jungdeutschen Maal an der Stirn! Als ich in die Verwaltung trat (1846), hielt sich der doch sonst von dem Geschichtsschreiber als so besonders gescheut gepriesene Intendant von Lüttichau

beide Ohren zu, wenn nur der Name Hebbel genannt wurde. Schon daß ich Kleist's „Zerbrochenen Krug" in Abwesenheit dieses Intendanten hatte aufführen lassen, wurde mir als ein sittliches Attentat auf die Prinzessinnen Amalia und Augusta ausgelegt. Ebenso steht die Anklage mit Otto Ludwig. Ich habe mich Tage, Wochen lang mit dem Armen beschäftigt. Otto Ludwig war ein undankbarer Mann, der von Denen nicht redete, die ihm Gutes erwiesen. Er war im höchsten Grade von sich eingebildet, ein ächter Thüringer. Die Clique Eduard Devrient wollte ihn durchaus zum großen Dramatiker stempeln. Ich bot gern die Hand dazu. Meine mir kostbare Zeit verschwendete ich an Verbesserungsvorschläge für seinen „Cardillac", für seine „Pfarrrose" — Dramen, die unterdrückt sind — ich bat ihn, mich zu näheren Besprechungen zu besuchen, wenn er von Meißen, wo er wohnte, hereinkam. Er brachte lange Abendstunden bei mir zu, billigte meine Vorschläge, war aber doch (Beitrag zur Debatte über deutsche dramatische „Compagnie-Arbeit"!) zu eitel, sie anzunehmen. Es wurmte ihn der „Jungdeutsche". Eduard Devrient dagegen durfte in seinen Manuscripten wie ein Bäcker im Backtrog wirthschaften.

Der „Erbförster" erschien lange nach meiner Zeit frisch vom Tische weg, auf dem ihn Eduard Devrient für die Bühne zugestutzt hatte. Devrient spielte den Erbförster. Natürlich fiel das schwache Stück in Folge

dessen durch. Charakteristisch ist: Aenderungen von Regisseuren nimmt der „ästhetische Schwulst“ an, Aenderungen von Mitproduzenten nicht!

Diese Dresdener Geschichten und Anklagen sind von vielen Andern gegen mich schon angelegt. Da war ein zur Intrigue geneigter Geist, in der Production durch und durch nur reproducirend, hieß Wilhelm Wolfsohn, war deutsch-russischer Poet, dem leidlich eine sich am Schluß kläglich abrundende Geschichte: „Nur eine Seele“ gelang. Dawison, hingebungsvoll, treu wie ein Kind, hat dieselbe zur Geltung gebracht. Der Russe, den Dawison spielte, wurde überall nachgeahmt. Wolfsohn las mir das Stück im ersten Entwurf vor. Ich gab ihm Winke, einige Motive zum Aendern und machte ihm Aktschlüsse, die er auch annahm. Als das Stück im Druck erschien, schrieb der undankbare Mensch in der Vorrede, er hoffe, man werde finden, „sein Werk sei aus dem Geiste Gustav Freytag's und Otto Ludwig's geschaffen.“ Das war die Gegend, wo der „ästhetische Schwulst“, die Kameraderie, die Vordrängerei, das Hinundher der literarischen Intrigue, das Uebertreiben der alten kritischen Sprache, der Uebergang der Kritik in die Buchhändlerreclame entstand und besser nützte! Ich werde das später einmal schildern.

In dem wühlerischen, bösen, rachsüchtigen Geist der den 5. Band der Devrient'schen Geschichte der Schauspielkunst durchweht und für welchen unsere

Presse höchstens bei Gottschall ein leises Verständniß hat (leises, weil denn doch Otto Devrient das einflußreiche Geschäft der Direktion an den Bühnen fortführt), ist das ganze Urtheil von Robert Prölß abgefaßt. Ein in Archiven zwischen den Zeilen zu lesen Verstehender hätte aus dem einzigen Worte, das z. B. dem Eduard Devrient in jenem, von mir schon in meinen „Rückblicken auf mein Leben" gewürdigten Buche über meine Dramaturgenzeit entschlüpft war: „Wenn Gutzkow länger im Amt geblieben wäre, so hätte er die ganze deutsche Schauspielkunst umgemodelt" (natürlich zum „Schlechten", d. h. zum Deutlichsprechen und Richtigauswendiglernen), meine Bedeutung herausgefunden und als ein Mensch von Urtheil erkennen müssen, welche Energie ich auf den Brettern entwickelte. Dem Prölß mußte seine Phantasie (die er leider schon bei Müggenburg und Barteldes in dem mir übergebenen Drama nicht besaß) sagen, wie mein von Philologie und Geschichte, von Studien unterstütztes Wort bei den Schauspielern wirkte! Daß jene ausgedienten, ewig schlaff und halbgebliebenen pensionirten Hofschauspieler, die jetzt noch in Dresden herumwandeln mögen, Herrn Prölß mein Wirken herabsetzen, liegt für den Psychologen und Kenner des Schauspielerthums auf der Hand. Die Behauptung, meine Einstudirungen Shakespeare'scher Stücke hätten sich nicht auf dem Repertoir er-

halten, ist die crasseste Unwahrheit. Denn an dem Tage, wo ich diese meine Worte schreibe, finde ich meine Einrichtung des „Coriolanus“ auf dem Dresdener Repertoir angesetzt, ein Stück, das sich auf keiner Bühne erhalten hat, wo man nicht meine Einrichtung gegeben.

Feuergeister, Menschen, die ein Göttliches in ihrem Innern lodern fühlen, müssen, das lehrt mich mein Lebenslauf, bei unserer Nation ständig Comödie spielen, müssen sich entweder als Titanen mit wüstem Geschrei à la Grabbe das Haar ausraufen oder als thüringische Ruthengänger mit stillseligem Schmunzeln und Veilchensuchen in Scene zu setzen wissen. Letzteres hat Otto Ludwig verstanden. Er war ursprünglich ein unbedeutender Maler und im Uebrigen ein dürftiges, anempfindendes Talent für Kleinmalerei, Wiedergabe thüringischer Jugendeindrücke, ohne jede höhere Bildung. Manches soll ihm gewiß nicht abgesprochen werden, aber man trieb es damit zu weit. Das Vollgefühl jenes thüringischen Erstgeburtsrechts auf Genialität, das ich bei keinem mehr als Alexander Rost in Weimar, wenn dieser betrunken im Weinhause lag, ebenso gefunden habe, war auch in ihm mächtig rege und ließ ihn seine Leiden als Kranker vergessen. Der Genius und Thüringen sind da Eins! Otto Ludwig schrieb ein quälendes Detail über einen Dachdeckervorfall in seiner Heimath; mein eigener Schwager, der das Buch verlegte, sorgte, ich kenne die Details, durch Dutzende

von Federn, durch Batterieen vom besten Rheinwein, (soll ich die bezahlten Lohnarbeiter und Mitzecher nennen?), daß in der gesammten deutschen Presse „zwischen Himmel und Erde" sowol wie „Ekkehard" als die kostbarsten Perlen des „ästhetischen Schwulstes", die Nonplusultra der Poesie angerühmt wurden. Eine förmliche Fabrik von Artikeln setzte Carl Meidinger als Verleger in Thätigkeit und nicht ohne die liebenswürdige Absicht, dem Verfasser der „Ritter vom Geist" und des „Zauberer von Rom" damit einen besondern Spaß zu bereiten. „Heitheretei" kam dann freilich zu kindisch heraus. Das Belügen der öffentlichen Meinung mit dem ästhetischen Schwulst war aber im Zuge und so ging es fort damit. Schulknaben, Handlungslehrlinge, ja sogar Universitätsprofessoren setzten den Blödsinn fort.

Otto Ludwig war eine Velleität. Man darf von ihm, ohne thöricht zu sein, nicht mit Emphase sprechen. Er ließ alles Verrückte, Ueberspannte, — man denke nur an Moritz Heydrichs Auslassungen — über sich kommen quasi re bene gesta. Selbst die selbstverständliche Thatsache, daß die so vortrefflichen, höchst drastischen Erzählungen, die vor Jahren in Brockhaus' Urania unter dem Namen eines Otto Ludwig gestanden hatten und schon der Chronologie wegen gar nicht von dem Meißen-Dresdener-Hildburghäuser Ludwig sein konnten, ließ der Mann so wenig unberichtigt, lächelte immer nur so stumm dazu,

daß Freytag diese Erzählungen wirklich in Otto Ludwigs „Gesammelte Werke“ aufnahm! Sie gehörten einem Juristen an, der sich aus Potsdam dafür meldete.

Der „Erbförster“ ist, wie derselbe jetzt vorliegt, aus einer Farrago von Material von Eduard Devrient für die Bühne zusammengestrichen; ebenso die „Maccabäer“, die geradezu ein Operntext geworden sind mit rauschenden Finales. Bei Alledem lehnt das Nationalgefühl diese Sachen ab. In den „Maccabäern“ wird man fast nur Worte finden, die aus Einzelsylben bestehen! Ein Beweis, daß das ausströmende, fernhintreffende, magniloquente Wort der Seele, dem poetisch seinwollenden „Geknaupel“ gar nie gekommen. Longinos hätte den Kopf geschüttelt über solches Dichtervolk. Bei Hebbel wie bei Ludwig fehlt Schillers Prolixität, jene rauschende Fluth der Seele, die sich sichtbar wie in Feuerwein, in Flammen verwandelt, jene Hingebung des begeisterten Wortes an den mit Liebesarmen feurig umfaßten Stoff. Das ist Euch Aesthetikern des Schwulstes „rhetorisch“! Aber das Motiv des „Erbförsters“, ob ein Stück Land durchforstet werden soll oder nicht, das scheint Euch Narren groß, da der deutsche Geschmack durch die „Dorfgeschichte“ gradezu an der Nase herumgeführt ist. Keine Zeitung sagt: Bis hieher und nicht weiter! In Berlin macht Kameraderie, Einladung zu Soiréen, das Mitsprechen der Frauen, der Töchter,

der um eilf Uhr die Flügelthüren öffnende Koch alles möglich. Fast jeder größern ästhetischen berliner Kritik sieht man das wohlverdaute letzte Souper an.

Der „ästhetische Schwulst" ist das Heroldamt, wo die „Dichter von Gottes Gnaden" ihre güldenen Kettlein, Ordensbänder und Sterne austheilen. Ein kommendes Geschlecht wird die Geheimnisse der Reclame, der Buchhändler, gewisser Zeitungen enthüllen. Jetzt herrscht vorläufig absoluter Streberſinn. Man denkt über nichts mehr nach, man vermeidet, was eine andere Sphäre berührt, als z. B. die Häckelsche; Einer hält sich am Rockschoß des Andern. Nur Vorwärtskommen aus dem Nichts zur Geltung und zu Geld! Die geistige Sterilität, die aus diesem Streben entsteht, die Kirchhofsstille, die auf dem Gebiet unserer schönen Literatur eingetreten ist, ist eine Folge des „ästhetischen Schwulstes." Die negirende Wuth des Lyrikers, der seine Gedichte auf eigene Kosten hat drucken lassen müssen und keine Exemplare davon absetzte, kennt in Deutschland keine Grenzen. Er rächt sich als Kritiker überall. Herr Prölß kann seine Dramen, Adolf Stern seine epischen Gedichte nicht vergessen. Es wird gearbeitet und gearbeitet, die versunkenen Fahrzeuge heraufzubaggern. „Er that nichts für Hebbel und Otto Ludwig." Wie sich das so leicht im Kreise der ästhetisirenden und „mitarbeitenden" Handlungsdiener herumlügen kann!

Und doch erbärmlich! Um aber auf Longinos zurück-

zukommen, so traf der Geschmackvolle aus älterer Zeit doch die Bukoliker an. Ich sehe nirgends, daß er ein Wesens von Chloë und Damon, von Pan und seiner Flöte macht, ich sehe nirgends, daß er wie unsere Dorfgeschichtler überall „Stimmung", „Urfrische", „Thaufrische" oder dergleichen Raritäten finden will. Auch von Anakreon und Sappho ist nicht bekannt, daß diese zu ihrer Zeit böse Kritiken geschrieben und sich das „Von Gottes-Gnadenthum" selbst vindicirt haben, „Jungdeutsches" verwerfend „nicht für voll" erklärend. Man kannte zu Longinos' Zeiten nur das Schwülstige schlechthin, das Frostige, das Puerile, das Langweilige. „Der Schwulst, sagte er (το οἰδοῦν), will immer höher hinaus als das Erhabene, aber es giebt auch ein dem Erhabenen entgegengesetztes, naivseinsollendes kindisches Genre. In dieses verfallen alle diejenigen, die etwas Großes zu schaffen vorgeben und dabei in Affectation (κακοζηλος) gerathen." Kann man gewisse Günstlinge des ästhetischen Schwulstes, die sich auf die Weihnachtstische und in die Hände ungebildeter Weiber mit schönen Einbänden und Illustrationen hinaufgeschwindelt haben, besser charakterisiren, als mit diesen Worten des alten Griechen? Er schließt sein Werk mit einer Klage, die wörtlich auf unsere Zeit paßt. Warum nimmt der Sinn für Erhabenheit so ab? So fragen weise Männer täglich in den Zeitungen und regen Fragen an, die uns alle beschäftigen. Longinus citirt das Wort des Homer: „Der Tag

der Knechtschaft nimmt uns die Hälfte der Tugend!" Er sagt, φιλαργυρία, die Liebe zum Gelde, ist es, woran wir alle kränkeln, alle am Charakter leiden. Die Liebe zum Vergnügen (φιληδονία), fährt er fort, unterjocht uns, ja entnervt die Zeit und die Menschen. „Die Geldliebe macht uns gering denkend, die Vergnügungsliebe nicht selten gemein." Die Anhäufung der Reichthümer zwinge allerdings zu Ausgaben, gesteht er zu; dadurch aber, sagt er, solle nicht Stolz, Aufgeblasenheit entstehen. Die jüngere Generation wird darüber zur Unverschämtheit (ὕβρις, παρανομία, ἀναισχυντία, — man glaubt einen Staatsanwalt unsrer Tage zu hören!) erzogen. Da kann man denn nicht mehr die Augen zum Schönen erheben und vom wahren Ruhm sprechen! Die erhabenen Regungen des Geistes müssen einschrumpfen und sich verwerfen — (ein Bild von Gebäuden). „In einem solchen verlornen Zeitalter, wo alles selbst mit Lebensgefahr (wir könnten sagen Ehrengefahr) auf Gelderwerb sieht, kann auch der Schriftsteller nicht mehr an den Ruhm, auf die Nachwelt zu kommen, denken, sondern nur angesteckt sein von der Sucht des Reichwerdens (της τοῦ πλεονεκτεῖν επιδυμίας)!"

Mir scheint diese Sprache von einem Heiden des Jahres 260 nach Christus besser, als die traurigen Modephrasen jener Anachoreten, die auf die demnächstige Rückkehr ihres gekreuzigten Gottessohnes hofften.

Die Zahl der Journale in Deutschland ist sehr

groß. Eine jede Zeitung erfordert eine routinirte Leitung. Daher der Uebergang so vieler Schullehrer, mittelmäßiger Componisten, Maler, Musikvirtuosen, Buchhalter, Börsenreferenten, unnützer unstudirter Sekundaner und Primaner, ehemaliger Schauspieler in die politische und schöne Literatur! Sie fangen mit einigen Versuchen an in ihrer Branche, arrondiren sich allmälig immer weiter und weiter, bis sie zu den sesquipedalibus verbis kommen, die sie entweder von dem ästhetischen Jargon der Zeit, der so umläuft, ablernen oder sich von einem schaffenden Matador, der sich auf Ruhm und Geld zugleich versteht, zurecht stutzen lassen. Die Irrthümer, die falschen Voraussetzungen, die Maßstäbe pflanzen sich auf diese Art wie eine „ewige Krankheit" fort. Einer spricht dem Andern nach. Dem größeren Werthe, den die Mode diesem oder jenem Gegenstande zuerkennt, wird keine Prüfung gezollt. Wo das Glück zu Hause zu sein scheint, wo man die Möglichkeit einer Protektion vorhanden glaubt, da siedelt man sich an mit Schmeichelworten und Uebertreibungen. Das ganze Fahrzeug der Literatur geräth durch diese ungleiche Vertheilung der Lasten, die es tragen soll, in's Schwanken und ist längst in seinen Planken faul und Wind und Wellen preisgegeben.

Es würde mir ein Leichtes sein, noch viel näher auf den Ursprung und das Treiben des „ästhetischen Schwulstes" einzugehen, das Dumme des von „Gottes-

Gnadenthums" der deutschen Handlungsdiener-Kritik und der 150 Albumslyriker noch näher zu charakterisiren, Namen, Beispiele zu nennen, ja dem Katheder mich zu nähern, wo die Männer sitzen, die von den kleinen entlegenen, bemitleidenswerthen Universitäten aus das ewige Gestrige in einem dem Schiller'schen Sinn entgegengesetzten Sinne zu verewigen haben. Es war mir zunächst nur um die Zurückweisung persönlicher und lügenhafter Angriffe in einem Buche zu thun, das durch eine Lobpreisung in der Allgemeinen Zeitung gewissermaßen einen Schein bekommen hatte, als enthielte es eitel Wahres, Gutes, der Nation in tiefster Trauer zu Verkündigendes, zu Sühnendes!

Es kann nicht meine Absicht gewesen sein, zu behaupten, dem „jungen Deutschland" sei schon dieselbe poetische Strebung zuzuerkennen, wie sich etwa Otto Ludwig und Friedrich Hebbel quälten, immer und durchaus, durchaus und etwa, wie beim Carousselreiten den Ring der Poesie Aufgabelndes hervorzubringen; ich wollte jenem Stichwort nur die Gerechtigkeit vindiciren, daß man in der Entwickelung dieser in Eine Gruppe zusammengefaßten jungen Schriftsteller eine Phase der Zeit anzuerkennen habe und diese in ihrer späteren Trennung in einzelne Entwickelungen und bei der Nothwendigkeit, diese Namen doch noch anders beurtheilen zu müssen, von der ersten Embryohülle ihres Entstehens in würdiger, einer anständigen Nation entsprechender Weise befreie.

Vom Literaturleben fremder Nationen mögen wir lernen: Anerkennung der originalen Erfindung, auf welchem Gebiete es sei! Anerkennung der Höhenpunkte, auf welche die Erfindung zustrebt und in Situationen gleichsam ausruht, die uns eine gereifte Welt- und Lebensauffassung erkennen lassen! Je einfacher dabei der Styl, die Vortragsweise, desto näher soll man sich dem Ideal fühlen! Grimassirt aber der Autor, will die Wirkung schon vorwegnehmen, überhäuft er den Leser mit Ausschmückungen und Beiwerk, so ist der Schwulst im Anzuge und ein reiner Geschmack kann nicht weiterkommen, weil ihn das Gesuchte stört. Von einem unsrer beliebtesten jüngern Erzähler versuchte ich kürzlich einen Roman zu lesen. Schon die drei ersten Seiten erschöpften meine Geduld. Denn was sollte mir die allerbreiteste Ausmalung eines Terrains, einer Landschaft, in die hinein ich nichts versetzen konnte! Da schlängelten sich Silberbänder von Gewässern, auf den Wiesen weideten Heerden. Links kam Dies, rechts kam Jenes. So ging es im pretiösesten Adalbert Stifter-Style weiter. Ja was sollte das alles? Sollte ein Gemälde von Calame beschrieben werden? Was sind beschriebene Landschaften! Die ganze landschaftliche Kostbarkeit hatte nur Werth, wenn sie ein Substrat erhielt. Eine Situation mußte in ihr gipfeln, ein Individuum, das uns werth und interessant geworden, mußte ihr Stimmung geben. Wie

wenig werden solche Bedingungen des poetischen Eindrucks verstanden und von berufenen Kritikern, deren wir eine so kleine Zahl haben, hervorgehoben!

Schwulst ist überall da, wo das Poetische, das erst kommen soll, erst aus der Verwickelung kommen, schon vorweggenommen worden und die Rosen schon blühen, ehe sie noch Knospen angesetzt haben können. Umgekehrt hinkt der Schwulst oft wie ein Rauchfaßschwinger hinter dem Gewöhnlichsten hinterher, wie in einem bekannten Roman, wo nach vielen nüchternen Capiteln, welche Gespräche über Erziehung, Schulwesen, amerikanische Institutionen und Aehnliches enthalten, regelmäßig der Schluß-Refrain folgt: „Und die Nachtigal sang und die Blüthen der Linden dufteten.“ Da wird der Schwulst sozusagen zum Odeur, wie für leinene Taschentücher.

Das Poetische anzustreben, ist Thorheit. Es muß sich von selbst ergeben, fast möchte man sagen, wider Willen. Der Dichter, den ich ehre, muß etwas sagen, eine Empfindung, eine That aussprechen wollen. Diese Absicht, dieser Willensakt muß unsre erste Muse sein. Schenkt uns dann die Huld derselben eine Verklärung unsrer ursprünglichen „Tendenz“, dann um so besser. Aber mit dem Poetischseinwollen gleich in's Haus fallen, wie wenn die Wachtparade aufzieht, das straft sich sogar in der Lyrik. Ohne Willen und Intellekt, ohne Verstand ist kein dauerndes dichterisches Werk

geschaffen worden. Selbst der erste Gedanke der Iliade war das hellenische Vaterland.

Der Lyriker benutzt die Sprache, um gleichsam eine Tafel zu einem Mittagsmahl schön zu schmücken. Da blitzt alles von Silber, Krystall und Blumen, während der Prosaiker dem Koch zu gleichen scheint, der in der Küche das Mahl selbst zu bereiten hat. Ihm schweben freilich ringsum nur Töpfe, Kellen und Tiegel vor! Aber beleben und erheben kann ihn der Gedanke, daß er doch allein das wahre Behagen der geladenen Gäste befördert. Man vermag es nachzuweisen, daß in den Literaturen alles, was sich an den äußern Flitter und Flimmer der Sprache hielt, seit Jahrtausenden untergegangen ist und nur dasjenige erhielt, was in seinem innern Kern, als morceau de resistance, Tendenz besaß, die von den Mode-Aesthetikern verschrieene und verlästerte Tendenz. Freilich gehört auch zu ihrer wahren Würdigung kein kindischoberflächlicher Sinn, wie dieser bei unsrer Nation immer mehr um sich greift, einer Denker-Nation, die schon lange sich begnügt, das Denken einigen Führern zu überlassen und für sich selbst ihnen nachzubeten und, ganz so wie Longinus geschildert, das Leben zu genießen.

Mögen wenigstens die Führer zu den Aristokraten des Geistes gehören!